1,70 DM / Band 368

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Samarans Todeswasser

Frankreich F 5,80 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Samarans Todeswasser

John Sinclair Nr. 368

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 23.07.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Samarans Todeswasser

Ich war ein Gefangener des Würfels!

Eingeschlossen in einen Quader, der bequem von zwei Handflächen umfaßt werden konnte. Dementsprechend war ich auch verkleinert worden, obwohl ich davon nichts merkte, denn noch sah ich von den Proportionen her kaum einen Unterschied.

Der Würfel schwebte in der Luft. Ich hatte ihn zum Würfel des Heils machen wollen, es war mir nicht gelungen, denn es gab eine Kraft, die wesentlich stärker war als ich und der Würfel zusammen.

Es war der Spuk!

Wie sein Name schon sagte, war er urplötzlich erschienen, hatte den Würfel für seine Zwecke manipuliert, so daß es ihm gelingen konnte, mit Hilfe dieses Quaders in das Reich der stummen Götter, seiner Todfeinde, einzudringen.

Auf die stummen Götter hatte ich mich verlassen und war verlassen worden. Auch ihren Kräften konnte der Spuk trotzen und den Würfel des Unheils so manipulieren, wie er es wollte.

Ich steckte darin. Gleichzeitig schwebte ich in der Luft. Das alles konnte ich trotz der rotvioletten Schlieren, die mich umgaben, erkennen, und es gelang mir sogar, nach vorn zu gehen.

Weit kam ich allerdings nicht, denn als erstes Hindernis stellte sich mir eine der seitlichen Würfelwände in den Weg.

Ich streckte die Hände aus, legte sie auf das »Glas« und schaute nach vorn. Den Spuk wußte ich zwar in meinem Rücken, es war mir aber egal.

Der Blick fiel schräg in die Tiefe.

Es war nicht so, daß ich nichts erkannt hätte. Es kam mir nur vor, als würde ich durch die Scheibe eines mit rotem Wasser gefüllten Aquariums schauen, so daß sich die Konturen der sich in der Nähe befindlichen Gegenstände nie klar abzeichneten und wie verschwommene Schemen wirkten.

Schnell hatte ich herausgefunden, wo ich mich befand. Und zwar in oder über der Schlucht der stummen Götter. Wenn ich hineinsah, erkannte ich deutlich den schmalen Schluchtboden zwischen den beiden Bergwänden, in denen ich die Gesichter der stummen Götter erkannt hätte, wenn das Glas durchsichtig gewesen wäre.

Aber ich sah andere.

Meine Freunde standen unter mir. Suko, Bill, die beiden Frauen Sheila und Shao. Sie hatten in der Schlucht auf meine Rückkehr warten sollen. Nun war ich zurückgekehrt, steckte aber in diesem verfluchten Gefängnis und wusste nicht, wie ich es schaffen sollte, aus dem Quader je wieder herauszukommen.

Es war zum Heulen.

Die Zurückgebliebenen sahen mich.

Ich erkannte ihre Reaktion. Sie sprachen heftig aufeinander ein, deuteten schräg in die Höhe, und ich konnte mir gut vorstellen, wie sehr sie nach einer Lösung suchten.

Die Gesten, das für mich stumme Sprechen regte mich nur noch mehr auf. Meine Knie wurden weich, und die Augen brannten.

Dabei wollte ich es nicht zugeben, daß sich in den Winkeln auch die Tränen der Hoffnungslosigkeit eingenistet hatten.

Konnten sie etwas tun?

Bill war es, der seine Waffe zog, von Suko aber abgedrängt wurde.

Kein Schuß sollte auf den Würfel abgefeuert werden. Vielleicht wäre

die Kugel auch nur steckengeblieben, aber das Risiko war eben zu groß.

»Sie haben dich entdeckt, Geisterjäger!« So höhnisch und gemein konnte nur der Spuk reden. Seine Stimme drang von allen Seiten auf mich ein und kam mir vor, als würde sie aus mehreren Lautsprechern dringen.

»Ja, das wolltest du wohl, nicht?«

»Natürlich hatte ich das vor.«

»Und was passiert jetzt, nachdem du deinen verdammten Spaß gehabt hast?«

»Es wäre Unsinn, dich länger an dieser Stelle zu lassen. Ich habe etwas anderes vor.«

»Mit dem Würfel.«

»Genau.«

»Und auch mit mir in seinem Innern.«

»Ganz recht, Geisterjäger.«

Ich drehte mich um, weil ich meine Freunde einfach nicht mehr sehen konnte. Dabei dachte ich daran, daß Bill und Suko für eine Weile wegen des Würfels verschwunden gewesen waren. Aber nicht eingeschlossen, wie ich es in diesem verfluchten Quader war. Im Gegenteil, meinen beiden Freunden hatte der Würfel noch geholfen.

Bei mir aber würde genau das Gegenteil eintreten, davon war ich überzeugt.

Vor mir schwamm die Schwärze. Es war der Spuk, der sich ausgebreitet hatte. Ebenfalls innerhalb einer Wolke, so wie ich ihnkannte, allerdings verkleinert. Im Gegensatz zu mir jedoch würde er sich blitzschnell zu einer gewaltigen Größe aufblasen können, was mir leider verwehrt blieb.

»Wirf noch einen letzten Blick auf deine komischen Freunde, denn für dich ist die Uhr abgelaufen.«

»Ich habe sie bereits gesehen!«

»Dann können wir ja.«

»Wohin?«

Er lachte. Und er lachte so höhnisch und gemein, daß mein Trommelfell malträtiert wurde und ich das Gefühl hatte, die Wände des Würfels würden gesprengt.

Einen Moment später wurde ich von den Beinen gerissen. Schnell wie ein Komet jagte der Würfel los und verschwand mit mir und dem Spuk irgendwo zwischen den Dimensionen…

***

Sie hatten Tränen vor Wut und Enttäuschung in den Augen, als sie den Würfel des Unheils anschauten, wie er über ihnen schwebte, nicht einmal sehr weit entfernt, aber dennoch für sie unerreichbar war.

Wie auch John Sinclair!
Der Spuk hatte diesmal gewonnen!
Das dachte auch Suko, als er in die Höhe schaute. In der Gruft der wimmernden Seelen, als er in die Gewalt des Spuks geraten war, hatten sie ihn zurückschlagen können, doch nun war ihm der große Fischzug gelungen. Und es hatte ausgerechnet den Geisterjäger erwischt.
Bill zog seine Waffe. Suko nahm es aus dem Augenwinkel wahr und drückte den Arm des Reporters sofort nach unten.
»Verdammt, weshalb nicht?«
»Sei vernünftig, Bill! Stell dir vor, die Silberkugel geht durch. Dann triffst du John.«
»Und wenn nur der Würfel zerstört wird?«
»Ist es fraglich, ob unser junger Freund jemals wieder seine normale Größe erreichen wird.«
Der Reporter nickte. »Wie damals vor Jahren!« hauchte er. »Als wir gegen den Hexer von Paris antreten mußten. Da sind wir auch geschrumpft, ach verdammt, es ist alles so…«
»Können wir denn nichts tun?« Zum erstenmal hatte sich eine der beiden Frauen gemeldet. Es war Shao, die die Worte voller Angst und Verzweiflung hervorstieß.
»Im Augenblick wohl nicht«, erwiderte Suko.
»Und ich habe es geahnt!« flüsterte Sheila. »Ich wußte es einfach, daß dieser verfluchte Würfel nur mehr Unglück bringt. Er gehört nicht zu uns, nicht in unsere Hände. Ein anderer soll ihn behalten und sich um ihn kümmern.«
»Nur nicht der Spuk«, sagte Bill.
»Nein, der nicht, aber es gibt auch noch den eisernen Engel.«
Bill lachte auf. »Siehst du ihn? John ist in den Berg gegangen, um ihn zu treffen. Vielleicht ist er schon tot, denn er hatte sich ja hinlegen wollen, um zu sterben. Selbst er mußte aufgeben, weil die anderen…«
»Er ist nicht tot!« bemerkte Shao und zog somit die Aufmerksamkeit der anderen auf sich.
Auf den Würfel achtete keiner mehr, man schaute jetzt auch nicht Shao an, sondern die Felswand, in der es so aufglühte wie zu dem Zeitpunkt, als John in den Berg hineingetreten war.
Diesmal trat jemand heraus.
Es war der eiserne Engel.
Und genau in dem Augenblick setzte sich auch der Würfel in Bewegung, als hätte er vor der mächtigen Gestalt des Eisernen eine plötzliche Angst bekommen.
Er jagte weg.
Lautlos stieg er in die Schwärze hinein, wurde zu einem Punkt und verglühte einfach.

»Das war es dann wohl«, sagte Bill mit einer Stimme, wie er sie bei sich noch nie gehört hatte.

Die anderen standen da, blickten zu Boden und konnten nicht reden. Sheila und Shao wischten sich verstohlen über die Augen, während das Gesicht des Chinesen einem Granitblock glich, so hart und kantig war es geworden. Er flüsterte einige Worte, aber niemand hörte auf ihn.

»Ich habe es nicht verhindern können.« Der Eiserne hatte gesprochen und trat langsam an die vier Personen heran.

Sie schauten ihn an. Vielleicht dachte jeder von ihnen an John Sinclairs Erklärungen, der darüber gesprochen hatte, daß sich der Engel zum Sterben niederlegen wollte.

So sah er nicht aus. Nach wie vor wirkte er sehr groß auch kantig, und in seinen Augen stand etwas zu lesen, das man als ehernen Willen deuten konnte.

Auch der Eiserne sagte nichts. Er schaute in die Richtung, in die der Würfel so kometengleich verschwunden war. Nichts mehr sahen sie von ihm. Kein Leuchten, kein Flackern, keinen Widerschein.

Allein die Schwärze des Himmels bedeckte das Land, in dem die Götter schliefen.

»Und du bist nicht tot?« übernahm Bill Conolly wieder den Gesprächsfaden.

Der Engel schüttelte den Kopf. »Sonst hätte ich nicht vor euch stehen können.«

»Dann hat sich John geirrt?«

»Nicht ganz«, erwiderte der Eiserne. »Ich hatte tatsächlich vor, mit dem Leben abzuschließen, denn mir kam alles so sinnlos vor. Dann habe ich mich entschlossen, es nicht zu tun. Versteht ihr? Ich wollte nicht mehr.«

»Vielleicht«, murmelte Suko. »Spielt es für Johns Verschwinden eine Rolle?«

»Nein.«

»Dann braucht es uns auch nicht zu interessieren. Wir möchten dich nur noch fragen, ob du jetzt wieder okay bist?«

»Darauf könnt ihr euch verlassen. Ich mache weiter. Es geht kein Weg daran vorbei.«

»Wie sieht denn dieser Weg aus?« Bill hatte gefragt und deutete in die Runde. »Wenn ich mich hier umschaue, sehe ich allein die Schlucht. Sie ist ein Gebiet für sich. Weit und trotzdem eng. Ich finde mich nicht zurecht. Ich spüre die Magie, aber es ist eine andere als die, die ich kennengelernt habe. Kann sie uns weiterhelfen?«

»Es ist die Magie der Mythen«, erwiderte der Engel leise. »Was hier geschah, spiegelt sich oft in Legenden und Sagen wider. Selbst die alten Atlanter hielten die Schlucht der stummen Götter manchmal für

eine Sage. Man sprach davon flüsternd, man erzählte sich von denen, die bereit waren, den Kampf gegen die Großen Alten aufzunehmen, die es aber nicht schaffen konnten, weil sie im Gestein eingeschlossen waren und ein Fluch sie verbannt hatte.«

»Ja, das sehe ich.« Bill nickte. »Wie können Sie uns helfen? Gibt es eine Chance? Wissen Sie, wo sich John Sinclair befindet.«

»Im Würfel!«

»Das ist uns bekannt, aber der Würfel muß ein Ziel gehabt haben. Überall kann er hingeflogen sein.«

Suko mischte sich ein und legte dem Reporter eine Hand auf die Schulter. »Es hat keinen Sinn, daß du dich einmischst und dir den Kopf darüber zerbrichst. Wir müssen uns den Tatsachen stellen. John Sinclair ist verschwunden, dabei bleibt es.«

»Für immer?« hauchte Sheila.

Sie und Shao schauten den Engel an, als könnte nur er ihr die Lösung verraten. Er sah sich auch genötigt, eine Antwort zu geben und hob die Schultern. »Das kann ich nicht sagen. Wir müssen denjenigen fragen, der John gefangenhält.«

»Der Würfel redet nicht«, erklärte Shao.

»Ich meine den Spuk!«

Damit hatte er die Freunde überrascht. Sie wurden bleich, ohne daß sie es verhindern konnten. Der Eiserne hatte den Namen eines mächtigen Gegners ausgesprochen. Wenn sich John tatsächlich in dessen Handbefand, war leicht auszurechnen, was geschah. Der Spuk würde es genießen, den Geisterjäger als Gefangenen zu halten oder zu töten. Und nicht nur die beiden Frauen bekamen das kalte Gefühl.

»Wieso der Spuk?« hauchte Bill.

»Weil er derjenige war, der den Würfel manipulierte. Er hat ihn nie aus den Augen gelassen. Seine Raffinesse ist unbeschreiblich. All das, was mit euch geschah, hat der Spuk mitbekommen. Ihr habt immer unter seiner Kontrolle gestanden. Er war die Person, die euch an der langen Leine führte, daran ist nichts zu ändern.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Sheila.

»Ja«, meinte auch Bill. »Ich glaube, du bist uns eine Erklärung schuldig, Eiserner.«

Der Engel tat es. Er berichtete von den Vorkommnissen innerhalb des Bergs und daß es nur ihm gelungen war, die Ghoul-Diener des Landes Aibon zu vernichten.

Aufmerksam lauschten die Freunde. Sie sahen jedoch keinen Sinn in den Aktivitäten. Erst nach einer kurzen Diskussion kam heraus, daß Aibon versucht hatte, nach dem Würfel zu greifen.

»Es war eine erste Attacke gewesen«, erklärte der Engel. »Geschafft haben die anderen es nicht. Der Spuk hat auch ihnen widerstanden. Jetzt gehört ihm der Würfel allein.«

»Und mit ihm John«, fügte Suko hinzu.
»Leider.«
»Damit will ich mich nicht abfinden«, erklärte der Inspektor. »Schließlich weiß auch ich, woher der Würfel stammt und was mit ihm alles passiert ist. Haben nicht die stummen Götter dem Quader ihren Stempel aufgedrückt? War es nicht so?«
Der Engel nickte.
»Dann müßten sie auch erkennen, daß sich John Sinclair in einer so schlimmen Lage befindet.«
»Und was nutzt uns das?«
»Du mußt deine Väter bitten, sich um den Würfel zu kümmern. Wenn etwas von ihnen in ihm steckt, muß es einfach möglich ein, diese Kraft hervorzuholen und zu erwecken. So jedenfalls sehe ich es, und ich glaube, da richtig zu liegen.«
»Ich weiß nicht genau, was du meinst«, sagte der Eiserne. »Aber es stimmt. Meine Väter haben tatsächlich mitgewirkt und den Würfel beeinflußt. Nur besitzt ihn jetzt der Spuk, und er wird ihn mit seiner Magie voll ausgefüllt haben.«
Suko hob die Schultern. »Ist es denn so einfach, seine Kraft und Macht zu verändern?«
»Vergeßt nicht, daß er demjenigen gehorcht, der ihn in seinen Händen hat. Und das ist nun mal der Spuk!«
»Dennoch solltest du es versuchen«, sagte auch Bill Conolly. »Du mußt es einfach tun. Wir können und dürfen nicht so ohne weiteres aufgeben. Oder was sagst du dazu?«
»Einfach wird es nicht sein.« Der Eiserne nickte. »Aber ihr habt recht. Vielleicht gelingt es mir, meine Erschaffer davon zu überzeugen, daß sie wenigstens versuchen, Kontakt aufzunehmen. Weit über Raum und Zeit hinaus. Es ist möglich, ich garantiere für nichts.«
»Das haben wir auch nicht verlangt«, sagte Sheila und wandte sich ihrem Mann zu. »Wie groß ist deine Hoffnung, Bill?«
»Frag lieber, wie klein.«
»Und?«
»Sehr klein.«
Shao und Suko mischten sich nicht ein. Wie zwei Denkmäler standen sie inmitten der Welt des Schweigens. Auch die, die die Hoffnung nicht so leicht aufgaben, standen da und sagten nichts. Sie wußten, daß es diesmal sehr schwer werden konnte.
Vielleicht sogar zu schwer…

***

Er hatte ihn nicht vernichten können, obwohl sein Plan so ausgezeichnet gewesen war. Trotz gewissenhafter Vorbereitungen war es dem anderen gelungen, dieser beinahe perfekten Falle zu

entkommen und ihm das Nachsehen zu geben.

Einmal ist keinmal.

Davon ging er aus, als er sich zurückzog. Sollte der Geisterjäger sich mit anderen Dingen herumschlagen, ihn würde er nicht bekommen, und das Haus konnte er auch leicht aufgeben.

Das Wetter, über das er einmal so schrecklich geflucht hatte, kam ihm nun zugute. Im Schnee gelangte er ungesehen in die City von London.

Wo sich Sinclair herumtrieb, war ihm egal. Er hatte bereits einen anderen Plan ausgebrütet.

In einem Drugstore hockte er sich nieder und dachte über seinen Plan nach. Neben ihm stand ein wärmender Kanonenofen, vor ihm ein Becher Kaffee, um den er die Hände gelegt hatte.

Der Trubel, der Zigarettenrauch und die Stimmen kümmerten ihn nicht. Er hockte da wie auf einer Insel, und er wurde auch akzeptiert, denn die zumeist jungen Leute besaßen die Toleranz, die vielen älteren Menschen oft fehlt.

Hätten sie allerdings geahnt, mit welchen Problemen sich der Mann herumschlug, sie wären wohl grau vor Angst geworden.

Schluckweise schlürfte er seinen Kaffee. Immer wenn er die Tasse absetzte, schaute er auch auf seine Hände, und dann begann er jedesmal zu lächeln.

Ja, seine Hände waren wichtig. Auf sie konnte und mußte er sich verlassen. Sie hatten bisher das in die Tat umgesetzt, was sich sein Hirn ausgedacht hatte.

Es waren lange Finger, dennoch kräftig und mit kleinen Härchen bedeckt. An einigen Stellen wuchsen sie so dicht, daß man sie schon fast als Fell bezeichnen konnte.

Er leerte die Tasse.

Seine Stirn hatte sich in Falten gelegt. Manchmal schaute er auf, und einmal traf ihn dabei der Blick der Kellnerin, die hier die Gäste bediente. Das junge Mädchen war in eine Uniform gesteckt worden und trug ein Käppi auf dem Kopf.

»Sir, möchten Sie noch etwas?«

»Ja, bringen Sie mir einen Whisky.«

»Einfach oder doppelt?«

»Doppelt.«

»Sehr gern, Sir. Sonst noch etwas? Vielleicht einen zweiten Kaffee oder etwas zu essen. Wir haben frische Baguettes, auch knackigen Wintersalat und gedünstetes…«

»Nur den Whisky, danach zahle ich.«

»In Ordnung.«

Der Mann sah ein, daß er nicht mehr lange bleiben konnte. Die Atmosphäre gefiel ihm plötzlich nicht mehr. Er liebte die persönliche

Ansprache des Personals nicht, er wollte überhaupt nicht in Erinnerung bleiben. Wäre das Wetter nicht so mies gewesen, hätte er sich längst einen anderen Unterschlupf gesucht.

So wartete er auf den Whisky. Als die Bedienung ihn brachte, lag schon der Geldschein bereit. »Stimmt so«, sagte der Mann.

»Oh, danke.«

»Schon gut.«

Er trank den Whisky. Wieder umklammerte er das Glas mit beiden Händen, und er dachte darüber nach, daß es jemand gab, der ihn nicht im Stich gelassen hatte.

Das war der Teufel gewesen!

Der Mann konnte sich gut vorstellen, daß der letzte Fall auch hätte anders ausgehen können. Nun, das Glück war ihm hold gewesen, und wahrscheinlich hatte der Teufel daran gedreht. Er mußte ihm also dankbar dafür sein, daß der Höllenherrscher sich so mit ihm abgegeben hatte und ihn auch nicht fallenließ.

Sein Haß konzentrierte sich dabei auf andere. Die zwei Männer, die er hatte vernichten wollen, waren ihm entwischt.

Aber nicht für immer.

Er trank, schluckte, lächelte und sah plötzlich die Welt aus einer anderen Perspektive. Nein, es gab überhaupt keinen Grund, deprimiert zu sein. Überhaupt nicht. Er würde es schon früh genug packen, die anderen konnten gar nicht so schnell sein wie er. Und war er nicht ein Genie? Hatte ihm nicht irgendeine Kraft etwas mitgegeben, das andere nicht besaßen?

Handwerkliches Geschick, Phantasie, einen kräftigen Schuß Menschenverachtung und einen heißen Draht zur Hölle.

Den mußte er noch glühender machen. Mit einem letzten Schluck leerte er sein Glas und stand ruckartig auf. Der Tisch war klein und rund. Auch ein wenig zu niedrig, so daß er mit den Knien gegen die Kante stieß, die Platte eine schräge Lage bekam und das Glas ins Rutschen geriet. Da die Kellnerin die Tasse bereits abgeräumt hatte, konnte nur das Glas zu Boden fallen.

Dort zersprang es.

Die Bedienung bekam einen roten Kopf. Jetzt mußte sie bei ihrer vielen Arbeit noch die Scherben aufsuchen.

»Konnten Sie sich nicht vorsehen?« zischte sie, als sie sich bückte und den Mann von unten her anschaute.

Der erwiderte ihren Blick. Die Bedienung hatte noch etwas sagen wollen, doch als sie in die Augen des Gastes schaute, rann ein Frösteln über ihren Rücken, und ihr wurde plötzlich ganz anders.

Sie lächelte sogar und meinte: »Das kann ja jedem mal passieren.«

Der andere nickte nur, stellte seinen Kragen hoch und schritt zum Ausgang, wo er die Tür so heftig aufriß, daß Schneegestöber in den

Raum Wirbeln konnte. Eine Sekunde später war der seltsame Gast verschwunden, wie ein Spuk in der Nacht.

Die Kellnerin befand sich noch immer in der Hocke. Sie war blaß geworden. Das stellte auch einer der Gäste fest. Er hielt das Mädchen fest.

»Was hast du denn, Süße? Ist dir etwas auf den Magen geschlagen?«

»Ja.«

»Und was?«

Das Mädchen schüttelte sich. »Der letzte Gast. Der… der hat mich so komisch angesehen.«

»Bei deiner Figur…«

»Nein, du Idiot, so war es nicht. Ich hatte das Gefühl, als würde mich kein Mensch anschauen, sondern der Teufel. Verstehst du, der Teufel!«

Der Gast verstand. Dennoch blieb auch bei ihm ein ungutes Gefühl zurück, und er bestellte sich hastig einen Schnaps.

Inzwischen hatte sich der andere auf die Suche nach einem Taxi gemacht. In London fahren rund 80 000 Taxen. Es ist normalerweise kein Problem, einen Wagen zu finden, bei dem Schneetreiben mußte er allerdings suchen.

Als er schließlich im Fond des Fahrzeugs hockte, atmete er zum erstenmal auf. Sein Ziel war der größte Londoner Bahnhof, Victoria Station. Dort stieg er auch aus.

Eine halbe Stunde später hatte ihn das Bahnhofsgebäude verschluckt. Viele Menschen warteten auf ihre Züge, manche wollten sich auch nur aufwärmen, das war dem Mann egal. Er kämpfte sich durch zu einem der zahlreichen Schalter und löste eine Karte. Im Auge hatte er ein bestimmtes Ziel.

Da würden sich einige wundern.

Über eine Stunde mußte er noch warten, bevor er in den Zug steigen konnte. Die bullige Wärme eines Abteils nahm ihn auf. Es roch noch nach Rauch und feuchter Kleidung.

Er stellte sich ans Fenster und schaute zu, wie sein Atem gegen die Scheibe schlug. Unbewegt blieb sein Gesicht dabei. Erst als der Zug abfuhr, umspielte ein hartes Grinsen seine Lippen.

Jetzt konnte ihn niemand mehr stoppen. Er würde durchfahren und seinen neuen Plan in die Tat umsetzen.

Seine Feinde sollten zittern, wenn sie davon erfuhren. Sie würden auch zittern, denn sein Name war für sie so etwas wie der Trompetenklang für Jericho.

Der Mann, der sich mit schrecklichen Gedanken beschäftigte und einige Wochen Zeit brauchte, um diese in die Tat umzusetzen, besaß einen Namen, der etwas fremdländisch klang und bei gewissen Personen einen Schauer der Angst auslöste.

Er hieß Akim Samaran!

***

An den Hängen lag noch der Schnee. Dick, manchmal grau gefärbt, an einigen Stellen noch mit dem frischen Weiß des ersten Tages versehen. Auch auf den Dächern hatte sich die weiße Pracht ausgebreitet. Von Frühling keine Spur.

Nur die Hauptstraßen der kleinen schottischen Ortschaft Lauder waren von der weißen Pracht befreit worden, damit auf den manchmal ziemlich steilen Wegen wenigstens die Fahrzeuge frei durchkamen.

Viele Bewohner von Lauder wohnten nun mal an den Hängen.

Dort hatten sie ihre Häuser gebaut, und von der normalen Straße führten jeweils Stichwege zu den Bauten.

Auch zu dem alten Haus auf einem großen Grundstück führte eine solche vom Schnee befreite Straße. Einige Lampen leuchteten an den Außenwänden und verbreiteten einen rötlichgelben Schein.

Im Haus selbst waren nicht alle Fenster erleuchtet, nur die im Erdgeschoß, wo mehrere Zimmer von der großen, mit Holz ausgelegten Diele abzweigten.

In einem Raum saß die ältere Frau. Sie war allein, denn ihr Mann war unten im Dorf. Er hatte an diesem Tag seinen Stammtisch. Die Honoratioren von Lauder trafen sich einmal in der Woche, um über die Probleme des Ortes und die große Politik zu sprechen. Manchmal erhitzten sich die Gemüter, denn es ging auch um Sport oder um die Kirche, wenn der Pfarrer dabei war.

An einem Freitag trafen sie stets zusammen, und die meist älteren Männer betrachteten dies als den großen Wochenabschluß.

Mary Sinclair seufzte, als sie daran dachte. Wieder einmal war sie allein, und wieder einmal dachte sie darüber nach, daß dieses Haus für zwei Personen einfach zu groß war. Die Hälfte hätte ausgereicht, eigentlich noch weniger, und dann hätte sie auch die Bücher ihres Mannes noch immer unterbringen können.

Aber Horace F. Sinclair, der pensionierte Anwalt, wollte es so, und dabei blieb es. Zudem brauchte Mary nicht zu putzen. Aus Lauder kamen zweimal in der Woche Mädchen, die das Haus in Ordnung hielten.

Normalerweise traf auch sie sich mit einigen Frauen, wenn die Männer ihren Stammtisch hatten, aber zwei ihrer Freundinnen lagen mit einer Grippe im Bett, so war das Treffen an diesem Freitag ausgefallen.

Mary Sinclair spürte die Einsamkeit inmitten des Hauses. Dann kamen ihr stets trübe Gedanken und sie dachte darüber nach, wie es wohl sein würde, wenn einer von ihnen nicht mehr war.

Eine Gänsehaut überlief sie. Dann würde die große Leere über Horaceoder sie kommen, wie ein Tuch, das nicht mehr wegzuziehen

war. Mary hoffte jedesmal, daß beide von ihnen noch lange leben würden, um diesen stummen Schrecken so weit wie möglich hinauszuschieben.

Da Mary Sinclair nicht TV-süchtig war, ließ sie die Glotzkiste ausgeschaltet. Statt dessen hörte sie leise Musik, denn im Arbeitszimmer ihres Mannes, in dem sie saß, befand sich auch die Stereo-Anlage. Die grauhaarige Frau mit dem noch fast faltenlosen Gesicht und den gütigen Augen liebte Mozart, Vivaldi und Beethoven. Diese Melodien verschönerten ihr und ihrem Mann so manch langen Winterabend. Beide hatten die Kälte satt. In Schottland, das wußten sie, würde der Frühling erst später beginnen. Das sah in London ganz anders aus. Da blühten die Bäume früher.

Wenn sie an London dachte, erinnerte sie sich automatisch an ihren Sohn John.

Er war das einzige Kind der beiden, und er bereitete seiner Mutter auch als Erwachsener noch viele Sorgen. Jetzt mehr als früher, als sie sich um die Erziehung kümmern mußten.

John war nicht Anwalt geworden, wie es der Vater gern gesehen hätte, sondern hatte einen Job angenommen, den man mit ruhigem Gewissen als lebensgefährlich bezeichnen konnte, und dabei war nichts übertrieben worden. Ihr Sohn schlug sich mit Geistern, Gespenstern und Dämonen herum. So manches Mal war er nur knapp mit dem Leben davongekommen, und auch seine Eltern waren schon öfter in Fälle mit hineingezogen worden.

Irgendwann mußte es einmal schiefgehen! Vor diesem Tag hatte sie Angst. John konnte nicht immer Glück haben, aber jedes Gespräch darüber wehrte John Sinclair lachend ab. Davon wollte er nichts hören, und sein Vater unterstützte ihn auch noch bei seinen Argumenten.

Dabei hätte sich Mary Sinclair so sehr eine große Familie gewünscht. Vier Enkelkinder hatte sie immer haben wollen, aber wenn sie in die Zukunft schaute, würde dies wohl immer ein Wunschtraum bleiben, obwohl es hier in Lauder ein Mädchen gab, das John Sinclair gern geheiratet hätte.

Die Kleine hieß Helen Cloud, und sie hätte so gut zu ihrem Sohn gepaßt. Aber es war nicht mehr so wie früher, wo die Eltern den Kindern die Ehepartner aussuchten.

Bei einer Heirat hätte John natürlich seinen Job aufgeben müssen, nur konnte er das nicht mehr, wie er seiner Mutter glaubhaft versichert hatte. Er steckte einfach zu tief drin.

Die letzten Töne einer Beethoven-Sinfonie verklangen.

Noch ein leises Knacken, dann kehrte Stille ein. Es war eine Ruhe, die sie mochte. Mary kannte sich. Bevor sie eine neue Platte auflegte, würde sie minutenlang die Ruhe genießen.

Aus den Minuten wurde diesmal über eine Stunde, denn die ältere Frau konnte sich nicht mehr wachhalten. Wie von selbst fielen ihr die Augen zu. Als sie erwachte und aufschreckte, wurde sie direkt blaß, denn es war schon bald Mitternacht.

»So was«, murmelte sie. »Bin ich doch tatsächlich eingeschlafen. Das kommt davon, wenn man alt wird.« Sie stemmte sich aus dem Sessel und blieb für einen Moment neben ihm stehen, um die Glieder zu recken. Bevor sie zu Bett ging, wollte sie noch ein wenig Mozart hören. Dann mußte ihr Mann auch bald erscheinen, denn um Mitternacht löste sich der Stammtisch zumeist auf.

Der Holzboden des Arbeitszimmers war mit dicken Teppichen belegt. Die Schritte der Frau waren kaum zu hören. Da im Kamin kein Feuer brannte, hielt sie eine nahezu gespenstische Stille umfangen.

Und die wurde gestört.

Mary Sinclair vernahm die Laute, als sie die Hälfte des Weges hinter sich gebracht hatte. Sie kannte ihr Haus, sie kannte jeden Winkel, sie wußte, wann und wo das Holz knarrte, sich Dielen bewegten und Bretter verzogen.

Diese Geräusche wiegten sie zumeist in den Schlaf. Was sie nun vernahm, paßte einfach nicht in die normale Kulisse.

Deshalb blieb sie auch stehen und drehte den Kopf nach links, wobei sie auf die Zimmertür schaute.

Ihr Mann war es nicht, der zurückkam. Horace war für sie stets an seiner Schrittfolge zu erkennen, aber diesmal waren es keine Schritte, die sie vernommen hatte. Ihr schien es, als würde sich jemand an der Haustür befinden und dagegenschlagen.

Das konnte einfach nicht sein. Wer verlief sich schon um diese Zeit zum Haus der Sinclairs? Zudem war man in Lauder stolz darauf, weder Fahrzeuge noch Häuser abschließen zu müssen, denn in den letzten Jahren war niemals etwas gestohlen worden.

Deshalb wollte sie nicht an einen Dieb glauben und verspürte auch keine Angst.

Mit sicheren Schritten durchquerte sie das Zimmer, öffnete die Tür und betrat die große Diele. Dort stand ein großer, runder Tisch, eine Garderobe aus prächtigem Eichenholz war ebenfalls vorhanden, und Mary schaltete das Licht ein.

Der Kronleuchter unter der Decke war für den großen Raum genau passend. Sein Licht breitete sich aus und strahlte in jeden Winkel hinein, so daß die Diele erhellt wurde.

Auch die Tür bestand aus einem festen Material. Die bekam so leicht kein Einbrecher auf, es sei denn, er wendete Gewalt an.

Mary Sinclair ging auf die Tür zu. Ihre rechte Hand lag bereits auf der Innenklinke, als sie zögerte. Plötzlich bekam sie Herzklopfen, und gleichzeitig rann ein Schauer über ihren Rücken. Sollte sie öffnen,

sollte sie warten?

Wer stand hinter der Tür?

Mary wollte es wissen. Nicht weit entfernt befand sich einer der drei Fenster. Sie ging die paar Schritte hin und drehte den mit Kunststoff bedeckten Metallgriff nach unten. Erst vor kurzem waren die neuen Isolierfenster eingebaut worden, und sie ließen sich leicht öffnen.

Die Scheibe schwang nach innen, und die kalte Nachtluft fuhr, wie mit langen Armen ausgerüstet, in den Raum.

Mary beugte sich trotzdem aus dem Fenster, spürte den Wind, der gegen ihr Gesicht schlug und von den Bergen kam. Sie drehte den Kopf nach links. Auch in der Dunkelheit konnte sie bis zur Tür blicken. Zudem brannte über dem Eingang eine Lampe.

Kein Mensch stand dort.

Mary schaute noch einmal hin, zog die Augenbrauen zusammen und rief auch einige Worte: »Hallo, wer ist dort? Melden Sie sich doch…«

Nichts hörte sie.

Auch keine Schritte, die anzeigten, daß sich jemand schnell entfernte. Mary Sinclair zog sich wieder zurück und schloß das Fenster.

Sie glaubte sich getäuscht zu haben. Aber als Sicherheitsfanatikerin wollte sie so ohne weiteres die Geräusche nicht hinnehmen, da mußte man sich einfach überzeugen, ob alles seine Richtigkeit besaß. Aus diesem Grunde näherte sie sich auch der Tür, und diesmal zögerte sie nicht.

Sie drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf. Dabei nahm sie eine abwehrende Haltung ein, die jedoch nicht nötig gewesen wäre, da niemand auf sie wartete.

Mary Sinclair schaute auf das leere Grundstück. Sie sah die Schatten der großen Eichenbäume und den Schnee auf manchen Ästen wie eine weiße Zuckerschicht glitzern.

Keiner war da.

Deshalb wollte sie sich schon zurückziehen, als ihr Blick vor ihre Schuhspitzen fiel.

Dort lag etwas.

Mary Sinclair runzelte die Stirn. Es war ein Päckchen, das jemand dahingelegt haben mußte, denn am Nachmittag hatte es an dieser Stelle noch nicht gelegen, da war sie sicher.

Also hatte sie sich nicht getäuscht. Es war jemand an der Tür gewesen um das Paket abzulegen.

Sie bückte sich. Zwar konnte sich die Frau nicht vorstellen, wer ihr mitten in der Nacht etwas schickte, aber die Neugierde siegte bei ihr. Sie hob das Päckchen hoch, trat zurück, schloß die Tür und schaute erst dann auf das Päckchen.

Die Adresse war in Blockbuchstaben geschrieben worden. Ihr Name

und der ihres Mannes standen dort zu lesen, so daß Mary Sinclair kein schlechtes Gewissen hatte, die Verschnürung des Päckchens zu lösen. Das tat sie nicht in der Diele. Sie ging wieder zurück in das Arbeitszimmer, legte das Päckchen auf den kleinen Tisch neben dem Telefon und holte aus der Schublade eine Schere.

Zweimal mußte sie schneiden, um das Band zu zerteilen. Dabei merkte sie, daß sie allmählich nervös wurde. Sie war gespannt darauf, was sich in dem Päckchen befand, und gleichzeitig bekam sie auch so etwas wie Furcht, da sie sich auch nach weiteren Überlegungen nicht vorstellen konnte, wer ihr so etwas schicken konnte.

Das braune Papier knisterte, als Mary Sinclair es zerknüllte. Danach schaute sie auf einen kleinen Pappkarton, der ungefähr so hoch war, wie eine Männerhand breit.

Der Deckel saß so lose auf dem Unterteil, daß sie ihn mit zwei Fingern abheben konnte.

Das tat sie auch.

Sie hielt ihn noch in der Hand, als ihre Augen groß wurden und sich auch ihr Mund öffnete. Was der Deckel bisher verborgen gehalten hatte, durfte einfach nicht wahr sein. Das war grauenvoll.

Im unteren Teil des Päckchens lagen zwei Köpfe. Mit den Gesichtern nach oben.

Und sie sahen so aus wie die von Mary Sinclair und ihrem Mann Horace!

Mary Sinclair rührte sich nicht. Sie war einfach unfähig, dies zu fassen, aber es war eine Tatsache, und davor konnte sie die Augen einfach nicht verschließen.

Jemand hatte sich den Scherz erlaubt und ihr zwei Köpfe geschickt, die ihrem und dem ihres Mannes aufs Haar glichen! Sogar die Haarfarbe stimmte!

Mary schüttelte sich. Durch ihren Körper lief ein Frösteln. Es breitete sich vom Nacken her bis zu den Beinen aus, die plötzlich schwach wurden.

Sie mußte sich einfach setzen. Zum Glück stand ein Sessel in der Nähe, in den sie schwer hineinfiel. Erst jetzt drang ein Stöhnen über ihre Lippen, und sie spürte auch die kalte Schweißschicht, die sich zwischen Nase und Mund gebildet hatte.

Die Arme lagen auf den Lehnen. Ihre Hände umkrallten die Holzknaufe an der Vorderseite, und sie sah gar nicht hin. Dennoch merkte sie, wie die Finger anfingen zu zittern und die Kuppen jedesmal gegen das Holz schlugen.

Erst jetzt drang ein seufzender Laut über ihre Lippen. Die erste akustische Reaktion, die sie nach der Entdeckung von sich gab. Es war ein Scherz gewesen, wollte sie sich einreden, aber das gelang ihr nicht. Wenn, dann war es ein makaberer gewesen. Wer verschickte

denn grundlos modellierte Köpfe?
Grundlos?
Über dieses Wort war sie gestolpert. Mary wollte daran nicht glauben. Sie war lange Jahre mit einem Rechtsanwalt verheiratet und hatte auch mitgelernt.
Nichts im Leben geschah ohne Grund. Selbst an den Zufall hatte Horace F. Sinclair nie glauben wollen, obwohl er in seiner langen Praxis schon öfter Zufälle erlebt hatte, wenn es um die Aufklärung von Verbrechen ging.
Weshalb hatte man ihr die Köpfe geschickt? Sollte es eine Warnung gewesen sein? Wenn ja, wovor? Und sie dachte plötzlich weiter. Dieser Mensch, der das kleine Paket überbracht hatte, mußte in Lauder leben, in ihrem kleinen Ort, in dem es so gemütlich zuging und es außer einem Dorfklatsch normalerweise nichts gab.
Jetzt dieses hier.
Mary wäre am liebsten weggelaufen, aber das löste keine Probleme. Im Gegenteil, man mußte sich den Tatsachen stellen.
Deshalb blieb sie nicht länger sitzen. Obwohl es sie Überwindungkostete, schritt sie auf das kleine Päckchen zu, da sie sich die Köpfenoch genauer anschauen wollte.
Daß sie dieses »Geschenk« in die Hand nahm, darüber wunderte sie sich selbst, und sie schüttelte auch den Kopf, als sie genauer hinschaute und dabei feststellte, daß die Köpfe aus Holz bestanden. Die Hand eines Künstlers mußte sie geschnitzt haben. Sie sahen aus, als würden sie leben. Mary hätte sich nicht gewundert, wenn die Augen plötzlich angefangen hätten zu zwinkern. Aber ein gewisses Leben war den beiden nicht eingehaucht worden.
Vorsichtig und mit spitzen Fingern legte sie die zwei Schädel wieder zurück. Sie fielen so, daß ihre Gesichter nach oben standen und Mary auf sie blicken konnte.
Was sollte sie jetzt tun? Zunächst einmal ihre Furcht bekämpfen.
Sie wollte sich mit jemandem unterhalten.
Der Polizei vielleicht?
Nein, das konnte man vergessen.
Sie lächelte sogar, als sie an Sergeant McDuff dachte, der in Lauder als Chef die Polizeigewalt vertrat. Der Sergeant war ein guter Freund des Hauses, er gehörte auch zu der erweiterten Stammtisch-Crew, ob er aber an diesem Abend dabei war, wußte sie nicht.
Wenn jemand Bescheid wissen mußte, dann ihr Mann. Mary Sinclair hatte sich fest entschlossen, im Wirtshaus anzurufen. Sie drehte sich um, weil sie zum Hörer greifen wollte, da sah sie zufällig auf eines der Fenster.
Und entdeckte das Gesicht!
Es war ein blasser, mondförmiger Kreis, verschwommen und in der

unteren Hälfte in die Breite gezogen. Dieses Gesicht hatte Mary Sinclair noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen.

Ein Fremder war es!

Hatte er vielleicht das Päckchen in den Eingang gelegt? Ja, es mußte so sein, eine andere Lösung konnte sie sich nicht vorstellen, und sie atmete tief durch. Das allerdings reichte auch nicht aus, um den rasenden Puls zu beruhigen. Schwindel erfaßte die schon ältere Frau. Sie fiel wieder in den Sessel und war froh, nicht mehr auf das Fenster schauen zu brauchen.

Aber sie hatte nicht vergessen, was sie wollte. Und als sie wieder aufstand, war das Gesicht verschwunden.

Mary überlegte. War sie trotz allem einer Täuschung zum Opfer gefallen? Hatte sie sich dieses Gesicht nur eingebildet? Entsprang es ihrer plötzlichen Furcht?

Daran wollte sie nicht glauben, und sie dachte auch nicht weiter darüber nach, als sie sich umdrehte und zum Hörer griff. Dem Fenster wandte sie den Rücken zu. Ein komisches Gefühl war es schon, weil sie damit rechnete, daß jeden Augenblick die Scheibe zersplittern und der Fremde in den Raum klettern würde.

Da tat sich nichts. Nur das Zeichen der Freileitung drang an ihre Ohren.

Marys Nervosität steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Sie wartete sehr darauf, mit ihrem Mann sprechen zu können, denn seine Stimme würde ihr Mut geben und die Angst verdrängen.

Der Wirt meldete sich nach dem sechsten Durchklingeln. Seine Stimme klang müde.

»Mary Sinclair hier. Entschuldigen Sie, Toby, daß ich Sie störe. Aber ist mein Mann noch da?«

»Nein, wieso?«

Mary lachte unecht. »Er war doch bei Ihnen am Stammtisch…«

»Richtig, Mrs. Sinclair. Aber die letzten Gäste sind vor einer halben Stunde gegangen. Ihr Mann hätte eigentlich schon zu Hause sein müssen. Er hat auch wenig getrunken, weil er den Wagen mithatte, glaube ich…«

»Ja, ja, schon gut, Toby.«

»Vielleicht ist er auch mit dem Bürgermeister gegangen. Die beiden haben sich den Abend über sehr angeregt unterhalten. Vielleicht wollten sie das Gespräch noch fortführen.«

»Ja, das ist möglich. Danke sehr, Toby.«

»Nichts zu danken, Mrs. Sinclair. Und grüßen Sie Horace.«

»Mach ich. – Gute Nacht.« Sie legte auf, starrte den Apparat an und begann plötzlich zu weinen. Auf einmal hatte sie fürchterliche Angst…

Jemand hatte einmal von einem gewaltigen Meer der Einsamkeit geschrieben, ohne es je gesehen zu haben. Möglicherweise hatte er

auch seine eigene innere Leere damit ausdrücken wollen. Ich dagegen fühltemich innerlich nicht leer, dennoch kam es mir vor, als ob ich durch das Meer der Einsamkeit trieb.

Irgendwohin ging die Reise, und mir war es nicht möglich, ein Ziel zu bestimmen.

Das tat ein anderer.

Der Spuk!

Er leitete, er führte den Würfel, er hatte ihn auf seine Gedanken programmiert, und mit ihm zusammen ging die Reise in die Dimensionen, wo es keine Zeitgrenzen gab und der Rand der Ewigkeit erreicht wurde.

Der Würfel war zu einem Gefängnis geworden, und man hatte mich auf die entsprechenden Maße verkleinert, damit ich hineinpaßte. Auch ein Produkt Schwarzer Magie, wo es mir sogar gelang, innerhalb des Würfels zu atmen.

Ich sah jetzt ein, daß ich mich und meine Möglichkeiten stark überschätzt hatte. Ich war nicht stärker gewesen als der Spuk und der Würfel zusammen, und daran hatte auch mein Kreuz nichts ändern können, das ich weiterhin bei mir trug, entsprechend verkleinert natürlich.

Und der Spuk befand sich mit mir zusammen innerhalb des Würfels. Pechschwarz und verkleinert. Seine wolkenähnliche Form wollte er einfach nicht aufgeben. Er hatte sich daran gewöhnt, er war schließlich der Herrscher im Reich der Schatten.

Von einer Geschwindigkeit bemerkte ich nichts. Das war wie im Flugzeug, wo man die Schnelligkeit auch nicht spürt.

Wenn meine Lage nicht so schlimm gewesen wäre, hätte ich die Reise sogar als angenehm bezeichnen können. So aber blieb das Gefühl der Angst, der drückenden Furcht und des Nichtwissens.

Vielleicht endete alles im Reich des Spuks?

Ausschließen wollte ich das nicht. Wenn ich erst einmal im Reich der Schatten steckte, war es für mich nahezu unmöglich, dort wieder herauszukommen, obwohl es mir schon einmal gelungen war, aber da hatten andere Voraussetzungen bestanden.

So blieb mir nichts anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen. Ich, der Winzling, der Kleine, der so jämmerlich niedergemacht worden war und der sich einfach überschätzt hatte.

Ja, ich war blind gewesen. Ich hatte nur den Würfel gesehen und nicht auf die Gefahr geachtet. Selbst in der Schlucht der stummen Götter hatte ich diese Macht zu spüren bekommen, wieder ein Beweis, wie mächtig der Spuk letztendlich war.

Fragte sich nur, wie alles weiterlief. Würden meine Freunde eine Möglichkeit finden, mich zu retten? Diese Frage quälte mich sehr, ich wollte nicht so recht daran glauben, denn wie sollten sie erfahren, wo

man mich hingeschleppt hatte?

Falls sie es wider Erwarten herausbekamen, stand ihnen mit dem Spuk und dem Würfel noch ein gewaltiges Hindernis im Weg, das auch der Eiserne kaum wegräumen konnte.

Es sah trübe für mich aus…

Das wußte auch der Spuk. Es konnte auch sein, daß er meine Gedanken gespürt hatte, in diesem Würfel war alles möglich. Ich jedenfalls traute ihm alles zu.

»Nun, Sinclair?«

Seine Stimme war da. Als volltönend hätte ich sie bezeichnen können, denn sie drang von allen Seiten auf mich ein, und ich konnte jedes Wort verstehen.

»Was willst du?«

»Mit dir sprechen.«

»Aber ich nicht mit dir.«

Er lachte, und abermals dröhnte es in meinen Trommelfellen.

»Das kann ich mir gut vorstellen, nur bist du nicht in der Lage, Bedingungenzu stellen. Ich habe die Regie übernommen.«

»Und jetzt?«

»Rate mal.«

Er machte es spannend, aber ich ging nicht auf sein blödes Wortspiel ein. »Nein, ich werde nicht raten. Dem Alter bin ich entwachsen. Sag, was du von mir willst, ansonsten laß mich in Ruhe!«

Er amüsierte sich. »Entwachsen hast du gesagt? Weißt du eigentlich, wie klein du bist, Sinclair?«

»Mein Geist ist nicht geschrumpft.«

»Das spielt keine Rolle.« Die schwarze Wolke vor mir bewegte sich, breitete sich aus und sorgte dafür, daß ich auch von den Seiten von ihr erfaßt wurde. Nur genau die Stelle, wo ich mit beiden Beinen auf der unteren Würfelfläche stand, blieb frei.

»Ich könnte mit dir alles anstellen«, erklärte der Spuk. »Wirklich alles. Qualen, die du dir in deiner Phantasie kaum vorstellen kannst, würdest du erleiden. Dagegen ist das, was sich der Teufel damals für dich ausgesucht hatte, als er dir das Blut abzapfen ließ, ein Kinderspiel.[1] Doch davon einmal abgesehen, ich verfolge andere Pläne.«

»Das ist deine Sache.« Drohungen irgendwelcher Dämonen nahm ich nicht so ernst, weil man sie mir schon zu oft entgegengeschleudert hatte und bisher noch nichts davon eingetroffen war.

Es ärgerte ihn wohl, daß ich nichts erwiderte. Dafür begann er wieder zu reden.

»Ich kann dich beruhigen, John Sinclair. Du wirst dich in deiner Welt wiederfinden.«

»Wie nett.«

Aus der Wolke schallte das Lachen. »Da wage ich zu widersprechen, denn ich habe mir für dich etwas Besonderes einfallen lassen. Eigentlich hättest du ja in London sterben sollen oder müssen, das gefiel mir aber nicht, außerdem gibt es eine Person, die sich vom Teufel so enttäuscht zeigte, daß sie sich mir zugewandt hat.«

»Wer ist das?«

»Später. Dieser Mister Unbekannt wurde vom Teufel enttäuscht. Er suchte nach anderen Wegen, um das erfüllt zu bekommen, was er persönlich Seelenheil nennt. Ich habe in der Zeit immer gelauert, gewartet und beobachtet. Ich habe dich verfolgt, du hast es nur nicht bemerkt, da dem menschlichen Auge vieles verborgen blieb. Eingegriffen habe ich damals nicht, ich merkte mir nur den Mann, der nach besonderen Wegen suchte und zu allem bereit war, wobei er die Hölle verflucht hatte. So einen Menschen gibt es. Weißt du, wer es sein könnte?«

»Nein.«

»Denke nach.«

»Du wirst es mir doch sagen.«

»Sicher, dieser Mann freut sich ganz besonders. Aber ich halte mich noch zurück. Also, kommen wir auf den Unbekannten zu sprechen. Er haßt dich, er haßt alles, was Sinclair heißt. Dein Tod würde ihm ein satanisches Vergnügen bereiten. Du warst einmal sehr nahe daran, aber du konntest entwischen. Das soll sich nicht mehr wiederholen, deshalb haben wir Sicherungen eingebaut, denn ich habe mich bei diesem Mann gemeldet. Ich wußte von ihm, und ich täuschte mich nicht. Er war bereit, auf meine Pläne einzugehen, und er war auch bereit, seine Fähigkeiten in meine Dienste zu stellen, da ihm als Lohn ein gewisser John Sinclair winkte. Dafür tat er alles.«

»Dann werde ich ihn bald sehen.«

»Ja, er wartet schon auf dich, um deine Qualen grausam werden zu lassen.«

Da der Spuk nicht weitersprach, hatte ich Zeit zu überlegen.

Dabei gab ich zu, daß mich seine Rede neugierig gemacht hatte, aber das hatte ich ihm nicht unter die Nase binden wollen.

Wer konnte es sein? Wer haßte mich so stark, daß er mich umbringen wollte?

Um das aufzuzählen, hätte ich schon einen Computer gebraucht, aber die Hölle, damit Asmodis und seine Verbündeten, konnte ich streichen. Auch Logan Costello, den Londoner Mafiafürst, denn der gehorchte oder lief noch an der langen Leine des Teufels.

Natürlich war jeder Schwarzblütler ein potentieller Feind, aber die wenigsten waren so mächtig, als daß sich der Spuk mit ihnen einlassen würde. Dazu konnte man ihn als viel zu arrogant bezeichnen.

Weshalb eigentlich Dämon?
Ich begann genauer über die letzten Worte des Spuks nachzudenken. Er hatte von einem von der Hölle Enttäuschten gesprochen.
Das brauchte nicht unbedingt ein Dämon zu sein. Es konnte sich ebenso gut um einen Menschen handeln.
Sah ich mal von Logan Costello ab, so gab es noch genügend Leute, die mir die Pest und noch mehr an den Hals wünschten.
»Jetzt denkst du nach, Sinclair!« hörte ich das scharfe Flüstern aus der Wolke. »Ich kann sogar deine Unsicherheit verstehen. Sie wird nicht mehr lange bleiben, da ihr eine Veränderung widerfährt. Aus der Unsicherheit wird Angst werden. Wenn du sie spürst, wenn du merkst, daß du hilflos bist in den Klauen deines Feindes und ich zuschauen kann, wie man dich vernichtet, habe ich gewonnen. Ein wahrlich teuflisches Spiel habe ich angereizt, ohne die Hilfe des Höllenfürsten. Ich freue mich auf den Verlauf…«
Das waren die letzten Worte, die er mir sagte. Für den Spuk war das Thema vorerst abgeschlossen, und er blieb als stumme schwarze Wolke innerhalb des Würfels und somit in meiner unmittelbaren Nähe.
Die Reise ging weiter. Ob wir flogen, ob andere Kräfte uns leiteten, das konnte ich nicht feststellen. Unter Umständen durcheilten wir Dimensionen, befanden uns mal in der Vergangenheit, mal in der Gegenwart oder auch in der Zukunft.
Möglich war vieles, denn für die Mächtigen der Schwarzen Magie gab es keine Grenzen.
Nach wie vor schloß mich nicht allein die Würfelfläche ein, auch die Schlieren konnte ich sehen. Als ich noch die normale Größe besessen hatte, waren sie mir so klein und unbedeutend vorgekommen. Dies hatte sich nun geändert. Ich sah sie ziemlich groß, und ich erkannte auch, daß sie nicht so glatt waren, wie ich immer angenommen hatte. In ihnenbefand sich ein Muster, eine Struktur, so daß mir der Gedanke kam, es mit winzigen Zellen zu tun zu haben.
Ja, das mußten Zellen sein. Organische Mikro-Chips vielleicht, die ein großes Wissen speicherten.
Vielleicht steckte in ihnen das Wissen einer gesamten Magie. Was immer es auch sein mochte, ich würde wohl niemals dazu kommen, es herauszufinden.
Und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich auch weiterhin mit meinem Schicksal abzufinden und zu hoffen, daß es irgendwann eine Lösung gab, die mir die normale Größe wieder zurückerstattete.
»Nun ist es soweit. Wir haben das Ziel erreicht, Sinclair. Es ist deine Welt, die Erde, und es ist ein Ort, den du gut kennst…« Der Spuk sagte nicht, welchen er damit meinte. Bestimmt würde es eine Überraschung werden. Jedenfalls deutete sein Lachen darauf hin.

Ich war tatsächlich noch gespannter.

Den Übergang von einer Dimension zur anderen hatte ich nicht mitbekommen. Aber die Umgebung hatte sich verändert. Ich stellte mich dicht an die Wand des Würfels und schaute hinaus.

Gleichzeitig nahm ich hinter mir einen Schatten wahr. Sehen konnte ich ihn kaum, eher fühlen. Deshalb drehte ich mich um und stellte fest, daß der Würfel leer war.

Der Spuk hatte ihn verlassen.

Ich befand mich allein in meinem Gefängnis. Sofort dachte ich darüber nach, ob ich nicht jetzt versuchen sollte, den Würfel zu manipulieren. Die Möglichkeit war vorhanden, aber die außen ablaufenden Ereignisse ließen mich zunächst zögern und nahmen auch meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein Schatten erschien.

Ich hatte die Augen weit aufgerissen, weil ich mehr sehen wollte.

Trotz dieser rotvioletten, milchigen Scheibe erkannte ich, daß dieser Schatten eine menschliche Form aufwies.

Kein dämonischer Mutant. Der Spuk hatte nicht gelogen. Ein Mensch wollte mich killen.

Der Schatten wuchs zusammen. Dies geschah dicht vor dem Würfel. Ich konnte sehen, daß der Mensch allmählich in die Knie ging. Wahrscheinlich war der Würfel für ihn einfach zu niedrig, um von der Seite her hineinschauen zu können.

Auch rückte der andere noch näher heran.

Die Umrisse eines Gesichts erschienen. Ich hätte schon Sensoraugen haben müssen, um es genau zu erkennen. In der Schlucht der stummen Götter hatte ich besser sehen können. Vielleicht hatte es auch dort an der anderen Luft gelegen.

Wer konnte es sein?

Im nächsten Moment erfuhr ich es, denn der andere begrüßte mich mit einer triumphierend klingenden Stimme, in der auch noch wilder Haßmitschwang. »Willkommen bei mir, John Sinclair!« Jetzt wußte ich Bescheid. Es war tatsächlich ein Todfeind von mir, zu dem mich der Spuk geschafft hatte. Der Kerl hieß Akim Samaran!

***

»Das war mal wieder ein gelungener Abend«, sagte der Bürgermeister zu Horace F. Sinclair, als sie an der Theke stehend noch einen letzten Schluck genommen hatten.

»Ich bin der gleichen Meinung.«

Der Bürgermeister tippte Sinclair gegen die Brust. »Über die eine Sache werden wir noch sprechen. Es ist gar nicht schlecht, was Sie da in die Diskussion geworfen haben. Wir sollten tatsächlich für Lauder einen Umweltplan aufstellen.«

»Was ich rechtlich dazu beitragen kann, werde ich machen.«
Der Bürgermeister schaute auf seine Uhr. »Aber nicht heute mehr. In den nächsten Tagen rufe ich Sie an. Einverstanden?«
»Sicher.«
»Wie kommen Sie nach Hause, Horace?«
»Ich habe meinen Wagen mitgebracht.«
Der andere lachte. »Deshalb nur die drei Bier in den letzten fünf Stunden.«
»Genau.«
»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Heimkehr. Grüßen Sie auch Mary von mir.«
»Mach ich. Und Sie Ihre Frau auch.«
»Klar.« Der Bürgermeister verschwand winkend aus dem Lokal.
Toby, der Wirt, hielt ihm noch die Tür auf. Die kalte Nachtluft strömte in den Schankraum und wirbelte die Rauchschwaden durcheinander.
Bis auf Horace F. Sinclair hatten alle Stammtisch-Freunde und auch die übrigen Gäste das Lokal verlassen. »Dann möchte ich auch zahlen, Toby«, sagte der ehemalige Anwalt.
»Nicht noch einen letzten Drink, Sir?«
»Nein.«
»Auf Kosten des Hauses;«
»Auch darauf nicht, Toby. Wenn mich die Polizei erwischt, bin ich dran.«
Der Wirt grinste. »Aber Sie doch nicht, Sir.«
Sinclair wedelte mit der rechten Hand. »Da denken Sie falsch. Ich mag es nicht, wenn Menschen vom Gesetz her unterschiedlich behandelt werden. Ob ein armer Schlucker oder ein reicher Bonze, vor dem Gesetz sind alle gleich, Toby.«
Der Wirt differenzierte lieber. »Sollten Sie alle gleich sein.«
»Ja, wahrscheinlich haben Sie recht. Aber das ist leider ein Thema für sich. Was habe ich zu zahlen?«
Toby rechnete zusammen. Aus der Küche kam seine Frau und begann damit, die Gläser von den Tischen abzuräumen. Sie sah geschafft aus und freute sich darauf, daß am nächsten Tag die Gaststätte geschlossen war. Da Horace F. Sinclair noch eine Runde gegeben hatte, war die Rechnung höher ausgefallen. Er zahlte und verabschiedete sich von den Wirtsleuten per Handschlag.
»Warten Sie, Sir, ich bringe Sie noch zur Tür.« Toby eilte voraus und öffnete. Er streckte seinen Kopf in die Kälte. »Wir haben wieder eine herrliche Luft. Freuen Sie sich, Sir, daß Sie wieder nach Lauder gezogen sind und nicht mehr in London wohnen. Da würden Sie sicherlich im Mief ersticken.«
»An manchen Tagen schon. Gute Nacht, Toby.«

»Gute Nacht, Sir. Und angenehme Heimfahrt.«
»Die werde ich haben.« Hinter dem pensionierten Anwalt wurde die Tür geschlossen. Horace F. Sinclair ließ seinen Mantel offen. Die paar Schritte bis zu seinem Wagen konnte er auch so zurücklegen.
Er war in Gedanken versunken, denn das Gespräch mit dem Bürgermeister war interessant gewesen. Dieser Mann machte sich Gedanken, was die Zukunft von Lauder anging. Besonders viel lag ihm an der Umwelt. Sie sollte nach Möglichkeit erhalten bleiben.
Es war in der Tat eine herrliche Nacht. Klar und kalt. Sinclair hoffte, daß bald der Frühling kam. Der Winter dauerte schon lange genug. In einer Woche schrieb man bereits März. Dann begann laut Kalender die wärmere Jahreszeit.
Für Gäste stand auch ein Parkplatz bereit. Eine schmale Zufahrt mündete an dem mit schwarzer Asche bestreuten Platz. Daneben schloß sich die Schafswiese des Nachbarn an. Sie schimmerte hell, denn das Gras wurde von der gefrorenen und verharschten Schneeschicht vollständig bedeckt.
Sinclairs Wagen stand so, daß er mit der Schnauze zur Ausfahrt hinzeigte. Die Schlüssel steckten in der rechten Jackentasche, und Sinclair zog sie hervor.
An eine Gefahr dachte er nicht im Traum. Was konnte in Lauder schon großartig passieren?
Nichts…
Obwohl es ja schon Dinge gegeben hatte, die sehr mysteriös gewesen waren. Sinclair dachte an den Friedhof der Verfluchten, einen Fall, der für ihn und seinen Sohn fast tödlich geendet hätte. Eine alte Legende war zur grauenvollen Wahrheit geworden.
Auch an den Fall der Melissa mußte er wieder denken oder an die schrecklichen Schreie von Walham.
Das lag zum Glück zurück und würde sich nicht wiederholen.
Sinclair hatte seinen Wagen erreicht. Bevor er ihn aufschloß, warf er noch einen Blick zum Himmel hoch.
Ein herrliches, weites, blaues Tuch lag über dem Land. Die Gestirne waren so prächtig und zum Greifen nahe.
Ihm fiel nur der Ausdruck wunderbar ein…
Im Sommer liebte er diese klaren Nächte besonders. Dann gingen er und seine Frau oft noch nach Mitternacht eine Runde spazieren, und es tat ihnen beiden sehr gut.
Horace hörte plötzlich Schritte hinter sich!
Sie waren leise, dennoch sehr schnell, und irgendwie bekam er das Gefühl, von einer Gefahr umzingelt zu sein.
Sinclair drehte sich um.
Da war der andere schon heran. Der ehemalige Anwalt sah eine Faust auf sich zurasen, aber die traf nicht sein Gesicht, sondern die rechte

Schulter. Der Hieb drückte ihn zurück, so daß er gegen den Wagen fiel und sich nicht rührte, denn genau vor sich sah er etwas Langes, Blitzendes.

Eine Messerklinge.

Schräg stach sie aus einer Faust hervor, und die Spitze der Klinge berührte genau sein Kinn.

Horace F. Sinclair spürte den kurz aufblitzenden Schmerz und merkte, daß auch Blut aus der Wunde rann und der Tropfen an seinem Kinn klebenblieb.

»Wenn du dich bewegst, steche ich durch!« vernahm er eine leise, dennoch sehr rauhe Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Da kannte sich der Anwalt aus.

Er bewegte sich auch nicht. Nur den anderen nicht provozieren, das war seine Devise. Steif wie ein Brett blieb er stehen und spürte in seinem Rücken die Wagentür.

Nachdem der erste Schock vorbei war, traute er sich, eine Frage zu stellen. Er bewegte den Mund kaum, denn er wollte einen tieferen Stich der Klinge nicht riskieren.

»Wollen Sie Geld?«

»Nein…«, klang es gedehnt.

»Was dann?«

»Dich wollen wir.«

Hätte Horace F. Sinclair lachen können, er hätte es getan. So aber blieb er stumm und preßte die Lippen zusammen. Nur unter der dünnen Wangenhaut zuckten zwei Adern.

Seinen Gegner sah er nur schwach. Der andere blies ihm den warmen Atem entgegen. Er war angereichert mit Whisky und Kümmel.

Eine widerliche Mischung.

War der Typ allein?

Vergeblich verdrehte Horace F. Sinclair seine Augen. Erkennenkonnte er nichts, aber er vernahm deutlich die Schritte einer zweiten Person. Sie hatte sich aus dem Schatten der Gasthaus-Rückseite gelöst und schlenderte langsam näher.

»Alles klar?« wisperte er.

»Ja«, erwiderte sein Kumpan. »Der Alte macht schon keine Schwierigkeiten. Schade, eigentlich. Ich hätte ihn gern gekitzelt.«

»Das kannst du später noch. Erst einmal in den Wagen.«

»Nehmen wir seinen?«

»Quatsch. So gut können wir den gar nicht verstecken, als daß er von den Idioten hier nicht gefunden würde.«

»Dann okay.«

Horace F. Sinclair war hellwach. Den Worten der beiden hatte er entnommen, daß dem Überfall eine Entführung folgen würde. Nur sah er darin keinen Sinn, denn Reichtümer waren bei den Sinclairs nicht

zu holen. Es sei denn, die Unbekannten wollten durch ihre Tat nicht ihn direkt treffen, sondern einen anderen.

John Sinclair!

Der Anwalt blieb ruhig, aber die Folgerung festigte sich immer mehr bei ihm.

Er war plötzlich davon überzeugt, daß es nicht um ihn ging, sondern um John.

Und welchen Sohn konnte man nicht mit dem Vater erpressen?

Eigentlich jeden.

»Dreh dich um!« Die Stimme des Messerhelden unterbrach die Gedanken des Mannes. Gleichzeitig verschwand die Klinge von seinem Kinn, aber der Stahl schaute weiterhin aus der Faust des Kerls.

Die Chance bestand nicht lange. Vielleicht zwei Sekunden. In dieser Zeitspanne gelang es dem anderen, das Gesicht des Kidnappers zu sehen.

Es wirkte rund und bleich wie ein Vampirmond. Dabei sehr flach, denn weder die Nase noch das Kinn stachen weit hervor, als daß es von einer Bedeutung gewesen wäre. Und doch besaß der Typ ein Merkmal. Welche Farbe die Narbe hatte, konnte Sinclair in der Dunkelheit nicht erkennen. Jedenfalls begann sie hoch oben an der Stirn und führte in einer gebogenen Linie bis zum Nasenrücken.

Dieses so auffällige Merkmal würde Horace F. Sinclair nie in seinem Leben mehr vergessen, falls ihm die beiden die Chance des Überlebens ließen. Ansonsten trug der Typ eine kälteunempfindliche Lederkleidung ohne irgendwelche Abzeichen oder Schnickschnack auf der Jacke.

»Die Hände auf das Dach, Alter!«

Sinclair zuckte zusammen. Okay, er war nicht mehr der Jüngste, aber Alter wollte er auch nicht immer genannt werden. Die Flächenberührten das Wagendach, und Sinclair spürte die Kälte der Eisschicht auf seiner Haut.

Und auch das Messer.

Die Richtung der Klinge war kaum verändert worden. Nur stach die Spitze jetzt nicht mehr gegen sein Kinn, sondern in das Nackenfleisch, wo sie ebenfalls eine punktgroße Wunde hinterlassen hatte.

»Bleib weiterhin so brav!« flüsterte der Messerheld und gab seinem Kumpan einen knappen Befehl.

Der Kerl griff zu. Sinclair stöhnte auf, als er die Finger in seinem Haar spürte, die den Kopf nach hinten rissen. Im nächsten Augenblick war etwas Schwarzes da, das sich vor seine Augen legte.

Ein Tuch!

»Stillhalten, nur stillhalten!« flüsterte der Kerl mit dem Messer, und der andere zog den doppelten Knoten im Nacken des Anwalts fest, so daß das Tuch nicht mehr rutschen konnte, auch wenn Sinclair seinen

Kopf heftiger bewegte.
»Alles klar.«
»Gut, dann führ ihn ab.«
Horace F. Sinclair spürte die griffharten Finger an seinen Oberarmen und wurde herumgerissen. Jetzt drehte er seinem Fahrzeug wieder den Rücken zu.
»Und nun, Alter, werden wir dich wegführen!« wurde ihm gesagt. »Du hast keine Chance.«
Sinclair ging aufrecht. Den Kopf hielt er stolz erhoben. »Ihre Chancen stehen auch nicht besser.«
Der Messerheld lachte. »Wenn du wüßtest, Alter.«
Der zweite Gangster faßte ihn in Höhe des rechten Ellbogens an, damit er ihn dirigieren konnte. Sinclair gab sehr genau acht. Sie gingen die gleiche Strecke, die er auch mit seinem Wagen gefahren wäre, auf die Ausfahrt des Parkplatzes zu.
Der Anwalt gab zu, daß sich die zwei Typen einen verdammt günstigen Zeitpunkt ausgesucht hatten. Um diese Zeit trieb sich in Lauder niemand mehr auf den Straßen herum. Im Winter erst recht nicht. Selbst den Hunden und Katzen war es zu kalt.
Der Bodenbelag änderte sich. Nicht mehr über Asche schritten sie, sondern auf Pflaster. Sie mußten jetzt den Weg erreicht haben, der als Bürgersteig parallel zur Straße führte.
»Stopp!«
Sofort hielt Horace an. Eine Wagentür wurde geöffnet, und die Hand des ihn Führenden legte sich auf seinen Kopf und drückte ihn in die Knie, so daß Sinclair in den Wagen gedrückt werden konnte.
Als »Hilfe« bekam er noch einen Stoß in die Seite. »Bleib ruhig sitzen, Opa, sonst wird mein Freund zum Tier!«
»Das ist er doch schon.«
Der Typ, der sich neben Sinclair gesetzt hatte, begann zu lachen.
»Sogar Humor hast du noch. Finde ich toll. Nur schade, daß er dir gleich vergehen wird.«
»Und wo bringt ihr mich hin?«
»Gar nicht mal weit von hier. Du kennst dich aus, da bin ich sicher, und du wirst sehr überrascht sein.«
»Halt dein Maul, verdammt!« Der Messerheld hatte gesprochen, bevor er den Wagen startete. Beim Anfahren wurden die im Fond sitzenden Männer gegen das Polster gepreßt.
Horace F. Sinclair aber dachte nicht so sehr an sich, sondern mehr an seine Frau. Er wußte, wie ängstlich Mary immer war und welche Sorgen sie sich machte.
Hoffentlich behielt sie die Nerven…

***

Die Nerven hatte sie nicht behalten. Die letzten Vorgänge wareneinfach über ihre Kraft gegangen. Sie wußte auch nicht, wie lange sie regungslos gesessen und über das Geschehene nachgedacht hatte. Irgendwann, so gegen ein Uhr, war ihr zu Bewußtsein gekommen, daß sie etwas unternehmen mußte. Aber allein konnte sie nicht viel tun.

Während sie sich mit müden Schritten dem Telefon näherte, erinnerte sie sich wieder an das helle Gesicht, das sie hinter der Scheibe gesehen hatte.

Mary Sinclair konnte sich gut vorstellen, daß dieser ihr unbekannte Typ etwas mit dem Verschwinden ihres Mannes zu tun gehabt hatte. Plötzlich wurde ihr bewußt, wie hilflos sie eigentlich ohne ihren Mann war. Er nahm eigentlich immer alles in die Hand, sie hatte andere Aufgabe, und es fiel ihr schwer, eine Entscheidung zu treffen, obwohl kein Weg daran vorbeiging.

Sergeant McDuff, der Polizeigewaltige von Lauder, lag natürlich längst im Bett. Er wurde hellwach, als er hörte, was geschehen war.

Zehn Minuten später schon war er bei Mary Sinclair, ließ sich Details berichten und handelte auch.

Er trommelte einige Polizisten aus dem Schlaf und fuhr mit ihnen wieder ab.

»Ich komme zurück«, hatte er zum Abschied gesagt.

Nun wartete Mary auf ihn. Im Arbeitszimmer ihres Mannes hielt sie es nicht aus. Sie ging durch die untere Etage des großen Hauses und erinnerte an ein aufgezogenes Uhrwerk. Permanent drehten sich ihre Gedanken um den Fall. Schon verzweifelt suchte sie nach einem Motiv, das die Entführung oder das Verschwinden ihres Mannes gerechtfertigt hätte. Sosehr sie auch alle ihr bekannten Möglichkeiten ausschöpfte, zu einem Ergebnis kam sie nicht.

McDuff, ein Freund des Hauses, würde bestimmt sein Bestes geben, aber reichte das auch aus? Sie wollte nichts gegen ihn sagen, er war ein energischer Polizist, aber gegen eiskalte Profis würde er nichts tun können. Da mußten schon andere kommen.

Wie John, ihr Sohn!

Bisher hatte sie sich nicht getraut, ihm Bescheid zu sagen. Sie wußte, daß John so ungemein viel zu tun hatte, da wollte sie ihn nicht noch mit privaten Problemen belästigen. Trotzdem war dies etwas anderes. Er mußte einfach informiert werden.

Und so wählte sie eine Nummer in London. Mary Sinclair hatte sie im Kopf, jetzt kam es darauf an, ob John zu Hause war.

Er hob nicht ab. Als sich nach dem achten Klingeln noch immer nichts getan hatte, legte Mary Sinclair enttäuscht und noch bleicher im Gesicht wieder auf.

Wahrscheinlich trieb sich ihr Sohn irgendwo in der Welt herum.

Seine Einsätze waren nie auf das Mutterland beschränkt.

Enttäuscht wandte sie sich ab. In diesem Augenblick vernahm sie das Geräusch eines anfahrenden Wagens. Sie eilte zum Fenster, entdeckte das Scheinwerferpaar, das in diesem Augenblick verlöschte.

Sie hörte auch, wie eine Tür zugeschlagen wurde.

Sergeant McDuff kam. Mary Sinclair erwartete ihn schon im offenen Eingang. Als der Polizist das Licht der Türlampe durchschritt, erkannte sie an seinem Gesicht, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.

Wortlos gab sie den Weg frei.

In der großen Diele blieb McDuff stehen. Er sah blaß aus. Sein roter Bart verdeckte den unteren Teil seines Gesichts. Von der Statur her glich er schon einem Ringkämpfer oder einem Bilderbuch-Schotten. McDuff gehörte zu den Leuten, auf die man sich hundertprozentig verlassen konnte. Jetzt schüttelte er den Kopf. »Tut mir leid, Mary, aber ich habe nichts entdecken können.«

»Und Ihre Männer?«

»Auch nicht.«

Mary versuchte, ihre Enttäuschung nicht zu zeigen. Sie nickte einige Male. »Aber Ihre Leute machen doch weiter, oder?«

»Natürlich machen sie weiter. Beide Streifenwagen sind auf der Suche nach Horace. Nur ist er nicht mit seinem Wagen weggefahren. Ihn fanden wir auf dem Parkplatz.«

»Kommen Sie doch ins Wohnzimmer«, bat Mary. Sie ging vor und hörte hinter sich die schweren Schritte des Polizisten. Beide ließen sich in Sesseln nieder.

»Zeugen gibt es auch keine?« fragte sie.

»Ich habe mit dem Wirt gesprochen. Toby hat Ihren Mann zur Tür gebracht. Die paar Schritte bis zum Parkplatz ist Horace alleingegangen. Er hatte auch kaum etwas getrunken.«

»Falls er überhaupt auf dem Parkplatz angekommen ist«, bemerkte Mary Sinclair.

»Das ist auch die Frage. Obwohl ich es nicht genau weiß, bin ich davon überzeugt, daß man Horace auf dem Parkplatz erwischt hat. Wir haben Scheinwerfer geholt und nach Spuren gesucht…«

»Gab es denn welche?«

»Einige.«

»Auch Blut?« fragte Mary flüsternd.

»Nein, da kann ich Sie beruhigen. Derartiges haben wir nicht entdeckt. Nur Fußspuren von mehreren Personen. Die genaue Anzahl konnten wir nicht feststellen. Ich schätze, daß es drei Personen waren.«

»Dann ist mein Mann von zwei Männern entführt worden.«

»Möglich.«

Mary Sinclair schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nur nicht, welch

einen Grund diese Unbekannten gehabt haben sollen. Mein Mann hat keinem etwas getan. Er lebt hier, er kümmert sich um die Belange des Ortes, ansonsten möchten er und ich ein ruhiges Leben genießen.«

McDuff winkte ab. »Das mit dem Motiv würde ich nicht so laut sagen. Denken Sie mal an die Sache mit Brigadoon. Hat es da eigentlich ein Motiv gegeben?«[2]

»Das war doch etwas anderes. Da ging es um ein Projekt, das gebaut werden sollte.«

McDuff hob die Schultern. »Und woran hat Ihr Mann jetzt gearbeitet.« Der Sergeant gestattete sich ein Lächeln.

»Ich weiß ja selbst, daß er nicht untätig sein kann.«

»Da war nichts Besonderes. Er und der Bürgermeister wollten et was für den Umweltschutz tun.«

»Also hätten wir schon das Motiv.«

»Nein, das glaube ich überhaupt nicht. Sie sehen das falsch, Sergeant. Die Sache muß einen anderen Grund haben. Wenn ich nur wüßte, welchen. Ich zermartere mir den Kopf, aber ich komme einfach nicht darauf.«

»Weiß Ihr Sohn schon Bescheid?«

Mary schüttelte den Kopf. »Ich habe versucht, ihn anzurufen. Er ist aber nicht da.«

»Dann können wir nur hoffen, daß wir ihn finden oder daß sich Horace meldet, wenn er die Bedingungen der Entführer mitteilen will.«

»Es gibt noch eine dritte Möglichkeit«, erklärte Mary mit leiser Stimme.

McDuff hatte verstanden. »Daran sollten Sie nicht denken. So leicht bringen auch Gangster einen Menschen nicht um. Sie müssen irgend etwas fordern, das ist nun mal bei Entführungen so.«

»Es müssen ja keine Gangster gewesen sein, Sergeant.«

McDuff setzte sich aufrecht hin. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr.«

»Entschuldigen Sie, aber meine Gedankengänge sind ein wenig kompliziert. Ich dachte an unseren Sohn. Sie wissen, welche Arbeit er ausführt. Er jagt Dämonen und Geister, und wir sind ja praktisch ein gewisser Schwachpunkt in seinem Leben.«

»Jetzt begreife ich.« McDuff hob die Hände und ließ sie wieder auf seine Schenkel fallen. »Sie meinen, daß irgendwelche Mächte sich Ihres Mannes angenommen haben…«

»Sagen Sie es im Klartext. Dämonen haben, meinen Mann entführt, um meinen Sohn zu erpressen.«

»Sah der am Fenster denn wie ein Dämon aus?«

»Eigentlich nicht. Aber ich habe ihn auch nicht so genau gesehen, wenn Sie verstehen.«

»Sicher.« McDuff hob die Schultern. »Sollten Sie tatsächlich recht behalten, Mary, sind wir natürlich machtlos.«

Das Telefon meldete sich. Beide erschraken. Mary stärker als der Sergeant. »Soll ich abheben?« fragte McDuff.

»Nein, lassen Sie mal. Ich erledige das schon.« Mary Sinclair stemmte sich aus dem Sessel. Sie riß sich stark zusammen, um ihre Angst nicht allzu deutlich zu zeigen. Als sie sich gemeldet und wenige Sekunden zugehört hatte, reichte sie den Hörer weiter an McDuff. »Es ist für Sie.«

Der Sergeant stand schon neben ihr. Auch er sprach nicht sehr lange. Achselzuckend legte er wieder auf.

»Was war denn?«

»Nichts«, erklärte er. »Überhaupt nichts. Man hat keine Spur von Ihrem Gatten gefunden.«

»Und wo haben die Beamten gesucht?«

»In Lauder. Jede Gasse, jede Straße ist durchforstet worden. Sie entdeckten nichts.«

»Hat man auch an die leerstehenden Häuser gedacht?« wollte Mary Sinclair wissen.

»Die werden sie sich jetzt vornehmen.« Der Sergeant nahm seine Mütze auf. »Ich werde dabei sein. Außerdem durchsuchen wir auch die Umgebung von Lauder, das heißt, wir ziehen den Kreis größer. Sollte sich bei Anbruch der Helligkeit noch kein Erfolg herauskristallisiert haben, müßten wir unter Umständen zu weiterreichenden Maßnahmen greifen und Spezialisten einschalten. Dann fühlte ich mich überfordert. Würden Sie denn Ihr Einverständnis geben, Mary?«

»Bisher ja.«

»Danke.« Der Sergeant wollte gehen.

»Ich bringe Sie noch bis zur Tür«, sagte Mary. Dort verabschiedete sie den Mann, der versprach, sein Bestes zu geben. Die Hand der Frauverschwand zwischen seinen beiden Pranken. »Mary, ich verspreche Ihnen, daß wir alles tun werden, um Ihren Mann zu finden.«

»Das glaube ich Ihnen.«

McDuff ging, und Mary Sinclair schaute ihm nachdenklich hinterher.

Sie konnte nicht vermeiden, daß Tränen aus ihren Augen rannen und an den Wangen herabliefen…

***

Akim Samaran!

Ausgerechnet er. Kein Dämon, aber auch als Mensch ein Teufel.

Einen besseren Verbündeten hätte sich der Spuk nicht aussuchen können. Samaran schaffte Dinge, die andere nicht fertigbrachten. Er

experimentierte, er war ein Genie, ein Künstler und gleichzeitig ein Menschenverächter. Ich hatte ihn gejagt, und er war mir entkommen.

Meine Gedanken glitten automatisch zurück. Ich sah mich gefesselt auf einem Sarg sitzen und meine Henkersmahlzeit einnehmen. Dafür hatte Akim Samaran gesorgt. Bedient worden war ich dabei von lebenden Puppen, von Kindern, wobei eines der Kinder mir aufs Haar glich, als ich neun Jahre alt gewesen war.

Das mußte sich mal einer vorstellen. Ich bekam von meinem neunjährigen Ebenbild die Henkersmahlzeit serviert. Da konnte man nur mit dem Kopf schütteln und vielleicht auch Angst bekommen.

Damals hatte er sich mit dem Teufel zusammengetan, um seinen Plan erfüllen zu können. Aus welchem Grunde er jetzt dem Spuk diente, war mir unbekannt. Sicherlich würde ich es erfahren.

Ich sah ihn nicht, höchstens als Schatten. Aber seine Stimme war mir bekannt, und ich dachte daran, wie er aussah.

Aus Persien kam er und hatte einen verschlungenen Lebensweg hinter sich. Der Jüngste war er auch nicht mehr. Sein Haar zeigte eine grauschwarze Farbe. In die fleischigen Wangen hatte sich ein Muster aus Falten eingegraben. Seine Lippen erinnerten mich an wellige Striche, und an die Hände konnte ich mich auch erinnern.

Lange, dennoch dicke Finger, auf denen dicht an dicht kleine, dunkle Härchen wuchsen.

Das also war Akim Samaran.

Und er hatte mich.

Wie mußte es in seinem Innern aussehen? Jetzt triumphierte er, denn damals hatte ich seinen großen Plan zerstört. Und dabei war mir noch jemand zu Hilfe gekommen.

Mein Vater Horace F. Sinclair, denn Samaran hatte es nicht allein auf mich abgesehen gehabt, sondern auf unsere gesamte Familie. Er wollte sich für eine Sache rächen, die lange zurücklag und aus der Zeit resultierte, als ich noch ein Kind war.

Mit meinem Tod hatte er eigentlich meinen Vater treffen wollen.

Als sich der Schatten seiner Gestalt veränderte, wußte ich, daß er sich bewegte. In der Tat erhob er sich, und wieder hörte ich seine Stimme. »Na, hast du die Überraschung verdaut, Sinclair?«

»Ja.«

»Damit hättest du nicht gerechnet, wie?«

Das gab ich zu und fragte: »Wie kommt es, daß du die schwarzmagischen Seiten gewechselt hast. War es nicht der Teufel, dem du so sehr gedient hast, Samaran?«

»Du hast recht, es war der Teufel. Aber ich verlor damals. Es ist dir ja damals die Flucht gelungen, obwohl ich den Satan um Hilfe gebeten hatte. Das nahm ich ihm übel. Einen Menschen mit meinen Fähigkeiten läßt man nicht im Stich. Mir blieb nichts anderes übrig,

als mich auf die Suche nach einem neuen Partner zu machen. Und den fand ich. Sehr schwer fiel es mir nicht, du weißt ja, ich kenne mich aus. Ich bin firm im Land der Magie, ich weiß genau, worauf es ankommt, ich forschte, und ich hatte tatsächlich Erfolg. Es meldete sich ein sehr mächtiger Dämon, der meiner Ansicht nach stärker ist als der Teufel.«

»Der Spuk also.«

»Richtig, Sinclair, richtig. Es war der Spuk. Als ich ihm mein Leid klagte, beschloß er, sich meiner anzunehmen. Er wollte die schwarzmagische Ehre wiederherstellen. Gemeinsam klügelten wireinen fantastischen Plan aus, schließlich haben wir beiden den gleichen Gegner, nämlich dich. Ich wollte dich, der Spuk den Würfel. Was lag also näher, als unsere beiden Wünsche zu einem einzigen zu machen? Jetzt haben wir beides erreicht.«

Das hatten sie tatsächlich.

»Und wie geht es weiter?« fragte ich.

Akim Samaran stieß Geräusche aus, die mich an ein glucksendes Lachen erinnerten. »Das wirst du noch früh genug erfahren. Zunächst einmal bleibst du im Würfel, damit ich deinen Anblick genießen kann. Außerdem erwarte ich noch jemand, den du auch kennst.«

»Wen?«

Samaran gab keine Antwort. Er ließ mich mit meinen forschenden Gedanken allein. Ich kannte zahlreiche Menschen, die hätten kommen können. Freunde von mir waren es sicherlich nicht, denn Samaran war nicht so dumm, sich ein Kuckucksei ins Nest zu legen.

Vielleicht hatte er sich noch einen Dämon als Helfer geholt, von dem ich bisher nichts ahnte.

Wie dem auch sei, ich mußte zunächst abwarten und mich mit meinem Dasein zufriedengeben.

Als Zwerg lebte ich im Würfel des Unheils. Man hatte mich in dieses Gefängnis gesteckt, aus dem ich aus eigener Kraft nicht mehr entfliehen konnte. Zudem bekam ich ihn auch nicht unter meine Kontrolle. Der große Traum war ausgeträumt, vorbei. Was hatte ich nicht alles getan, um in seinen Besitz zu gelangen. Jetzt war ich ein Teil von ihm, ohne ihn kontrollieren zu können. Alles, was ich mir einmal vorgenommen und ausgemalt hatte, lief nicht mehr.

Ruhig war es nicht. Die Schritte Akim Samarans drangen durch die Flächen und erreichten dumpf meine Ohren. Er wanderte im Raum hin und her. Manchmal war er besser zu hören, dann entfernten sich die Schritte. Hin und wieder hörte ich ihn auch sprechen.

Dann führte er Selbstgespräche. Davon drangen aber nur Wortfetzen an meine Ohren. Ich hörte ihn fluchen, er sprach über mich, dann lachte er wieder oderlobte seinen Herrn und Meister, den Spuk.

Außerdem war ich gespannt, wie er mich jemals aus dem Würfel

herausholen wollte. Mit der Hand würde er kaum in den Quader hineingreifen können, es mußte schon auf andere Art und Weise geschehen.

Schließlich dachte ich darüber nach, wo ich mich befand. Jedenfalls nicht in einer fremden Dimension, auf der Erde, wahrscheinlich in Akim Samarans Hauptquartier, möglicherweise auch nicht weit von London entfernt, denn dort hatte er gelebt, als ich ihn kennenlernte. In dieser alten Bude hatte er auch seine Experimente durchgeführt, und die waren grausam genug gewesen.

Lebende Wachspuppen, die ihm gehorchten und alles taten, was er verlangte. [3]

Ich horchte auf, als seine Schritte verstummten. Das mußte einen Grund haben, umsonst blieb er nicht einfach stehen. Ich stellte mich dicht vor die Innenseite und preßte meine Stirn gegen die Wand, um sie so nah wie möglich vor Augen zu haben.

Leider sah ich nur mehr einen relativ weit entfernt stehenden Schatten, der sich auch nach einer Seite hin bewegte, und abermals drangen die Schritte an meine Ohren.

Diesmal von mehreren Personen. Dazwischen vernahm ich Samarans Lachen und seine Frage: »Habt ihr ihn?«

»Ja.«

»Gab es Schwierigkeiten?«

»Keine. Außerdem verstehen wir unser Handwerk.«

»Das habe ich vorausgesetzt, als ich euch engagierte. Man sagte mir, ihr wäret gut.«

»Haben wir das nicht bewiesen?«

»Okay, schafft ihn her!«

Ich wußte noch immer nicht, von wem sie sprachen. Weiterhin preßte ich mein Gesicht gegen die Innenwand. Die Schatten hatten sich vermehrt. Ich vernahm auch stolpernde und gleichzeitig schleppende Tritte einer weiteren Person.

»Setzt ihn dahin!«

»Okay, Boß. Sollen wir ihm auch die Binde abnehmen oder ihn noch schmoren lassen.«

»Er soll schmoren!«

Samaran machte es spannend. Obwohl ich ihn nicht sah, hörte ich, daß er nervös geworden war. Er ging hin und her. Erst nach einer Weile war er wieder zu hören, als er sich an seine Helfer wandte.

»Ihr könnt jetzt gehen«, erklärte er ihnen.

»Wohin?«

»Bleibt in der Nähe, wie abgesprochen. Es kann sein, daß sie nach ihm suchen.«

»Das werden sie ganz sicherlich.«

»Haltet euch noch zurück. Erst wenn es keine andere Chance mehr

gibt, sagt mir Bescheid.«

»Sollen wir nicht selbst…«

»Nein, ihr macht, was ich sage. Außerdem werdet ihr von mir bezahlt. Das dürft ihr nicht vergessen.«

»Ist gut, Boß.«

Ich hörte ihre Schritte verklingen und glaubte auch, das Schlagen einer Tür zu vernehmen, aber da konnte ich mich auch getäuscht haben.

Zurück blieben Samaran und ich.

Als kleiner Gefangener steckte ich im Würfel, ein Zwerg unter Riesen, denn als solche sah ich die Menschen mittlerweile an. Wenn Akim Samaran etwas unternehmen wollte, mußte er sich jetzt entscheiden, aber er tat noch nichts.

Zwar vernahm ich in meiner Nähe seine Schritte, auch der Schatten wurde deutlicher, bevor er den Würfel allerdings erreichte, drehte er nach links ab und wandte sich an die Person, die von den beiden Helfern gebracht worden war.

Samaran sprach flüsternd mit dem anderen. Ich konnte ihn nicht verstehen, ebensowenig die Antwort der zweiten Person. Es wurde nur flüsternd gesprochen.

Nur soviel stand fest.

Die zweite Person war ein Mann.

Für einen Menschen wie mich ist es schlimm, so inaktiv zu sein und darauf warten zu müssen, daß andere etwas unternehmen.

Akim Samaran kam in meine Nähe. Diesmal würde er mich aus dem Würfel hervorholen, dessen war ich mir plötzlich sicher. Ich hatte es einfach im Gefühl, ohne allerdings den richtigen Beweis dafür zu besitzen.

Vor dem Würfel blieb er stehen. Dann ging er in die Knie. Ich sah, wie sich sein Schatten veränderte. Sein Gesicht glich bald einer weißlichen schwammigen Fläche.

Wieder sprach er zu mir. »So, Sinclair, so«, sagte er. »Ich habe mir für dich einiges ausgedacht. Es wird richtig spannend werden, das steht für mich fest. Auf diese Sekunde habe ich verdammt lange warten müssen!«

Ich wußte nicht, wie er es anstellen wollte, mich aus dem Würfel zu holen.

Unwillkürlich war ich einen Schritt zur Seite getreten und hatte kaum gestoppt, als ich abermals etwas von der magischen Kraft des Würfels zu spüren bekam.

Er spielte mit mir.

Auf den Beinen halten konnte ich mich nicht. Da war eine Kraft, die mich in die Höhe drückte, wobei ich das Gefühl bekam, daß sie mich durch die obere Würfelkante katapultieren wollte.

Und das geschah auch.
Nichts hielt mich mehr auf. Kein Hindernis, keine Wand, ich schoß hindurch.
Plötzlich schwebte ich über dem Quader!
Endlich frei!
Dieses Gefühl überkam mich, ich schlug mit meinen kleinen Armen, als ich merkte, daß ich wieder fallen würde, aber jemand erschien als kompakter Schatten, der sich um meinen Körper schloß.
Es war eine Hand.
Fünf Finger umschlossen meine Gestalt. Eisern hielten sie fest. Ich war nicht in der Lage, mich zu rühren, denn die Hand war für mich zu einem Gefängnis geworden, aus dem ich aus eigener Kraft nicht mehr freikommen würde.
Gleichzeitig vernahm ich das dreckige Lachen. Aus Akim Samarans Mund drang es, und schallte mir entgegen wie ein böser Wind.
Aus Verzweiflung hielt ich die Augen geschlossen. Das war auch kein Zustand, und so öffnete ich sie wieder.
Ich schaute genau in sein Gesicht!
Da die Distanz zwischen uns sehr gering war, konnte ich es deutlich erkennen.
Es war widerlich, und es hatte sich auch im Laufe der letzten Wochen nicht verändert. Dieses grauschwarze Haar, die dunklen Knopfaugen, das fleischige Gesicht und die widerlich verzogenen Lippen, die auf mich wie zwei Gummiwürste wirkten.
»Hab ich dich!« sagte er mit rauher Stimme. »Hab ich dich endlich, du Winzling, du verdammter Zwerg, der mir so große Schwierigkeiten machen wollte. Das ist meine Rache.«
Er funkelte mich an. Ich steckte tatsächlich in seiner Hand, schaute mit dem Kopf aus der Faust und hatte Mühe, überhaupt Luft zu bekommen, da sein Griff doch ziemlich schmerzhaft war.
»Zerquetschen!« flüsterte er. »Zerquetschen könnte ich dich und zuhören, wie deine Knochen knacken. Es würde mir Vergnügen bereiten. Vielleicht mache ich es auch noch, doch zuvor habe ich andere Dinge mit dir vor. Nicht umsonst habe ich dich in mein neues Hauptquartier geschleppt.«
Wo es genau lag, wußte ich nicht. Ich konnte auch nicht viel von der Inneneinrichtung sehen, da es mir unter dem harten Griff nicht gelang, den Kopf zu drehen. Der Blick war und blieb geradeaus gerichtet.
So schaute ich immer nur in die häßliche Fratze des Mannes, der aus Persien kam und sich Akim Samaran nannte.
Durch meinen winzigen Körperbau war ich völlig hilflos in seiner Pranke. Es gelang mir auch nicht, einen Blick an diesem Gesicht vorbei zu werfen, da die Züge mein gesamtes Sichtfeld einnahmen.

Von seinem breiten Mund sprühten winzige Speichelbläschen, und wenn er atmete, hatte ich das Gefühl, von einem Windhauch gestreift zu werden.

»Ich werde es euch heimzahlen!« versprach er mir. »Ich zahle es euch heim.« Sein Gesicht bewegte sich beim Sprechen so, als wäre es eine Landschaft. Um Mund und Wangen entstanden Falten, die wie tief eingefaßte Gräben wirkten.

Als ich meinen Kopf ein wenig hob, konnte ich auch in seine Augen schauen.

Schwarze Knöpfe starrten mich an. Ich will nicht sagen, daß sich darinkein Leben befand, sie waren nur in ihrer Unmenschlichkeit und Gnadenlosigkeit erschreckend.

Ein wenig lockerte er den Griff, so daß es mir gelang, wieder tiefer zu atmen. »Na?« fragte er höhnisch. »Überrascht von meiner plötzlichen Machtfülle.«

»Das kann man sagen.«

Das Funkeln in seinen Augen verstärkte sich. So etwas wie Vorfreude las ich aus dem Blick. »Dann wirst du gleich noch überraschter sein, wenn ich dir erkläre, was ich mir für dich als zweite Überraschung ausgedacht habe. Wenn ich meine Hand drehe, wirst du es sehen!«

Diesmal gab ich keine Antwort. Ich befand mich in der Gewalt dieses Teufels. Was hätte ich da noch sagen sollen? Nichts im Prinzip. Er konnte ja mit mir machen, was er wollte, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen, das leider kein Märchen war.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als Akim Samaran seine Hand langsam drehte.

Bewußt langsam, da er die Spannung noch weiter erhöhen wollte, um mich zu quälen.

Mir wurde auch gestattet, einen Blick in die Umgebung zu werfen. Der Raum in dem ich mich befand, war nicht groß. Er besaß in der Länge andere Maß als in der Breite, so daß ich ihn sogar als ziemlich schmal einstufen konnte.

Die Lampe unter der Decke kam mir wie ein heller Stern vor. An den beiden Seiten sah ich Einbauschränke, auch zwei Liegen im hinteren Teil, und allmählich kam mir zu Bewußtsein, daß ich mich nicht in einer Wohnung befand.

So wie hier sah ein Wohnmobil von innen aus!

Und ich sah noch mehr. Ein Tisch, der nicht angeschraubt war und normalerweise nicht zur Einrichtung gehörte, nahm an einer Stelle die gesamte Gangbreite ein.

Das war nicht alles. Auf dem Tisch standen Gläser. Breite Reagenzgläser, in denen eine weißblaue Flüssigkeit schimmerte. Damit waren sie bis zur Hälfte gefüllt. Was sie zu bedeuten hatten,

konnte ich nicht sagen, aber Teufeleien heckte ein Typ wie Akim Samaran immer aus. Darin war er ein wahrer Meister.

Er streckte den Arm ein wenig aus und befand sich noch immer in der Drehung, als mich der richtige Schock traf.

Ich sah plötzlich den Mann, der mit verbundenen Augen starr auf einem Klappstuhl hockte.

Es war mein Vater!

***

Noch immer befanden sich die Freunde in der Schlucht, und auch weiterhin war den Menschen keine Möglichkeit eingefallen, wie sie John Sinclair zurückholen sollten.

Der Eiserne Engel hatte sie allein gelassen. Er war wieder durch den Felsen in das Innere und die Tiefe des Berges geschritten, um dort nach einer Möglichkeit zu suchen.

Sheila, Shao, Bill und Suko wurden nach wie vor von einem Schweigen umgeben, das es auf der Erde kaum gab.

Diese andächtige Stille einer anderen Dimension wagte keiner von ihnen mit Worten zu unterbrechen, obwohl jeder von ihnen sicherlich gern gesprochen hätte, um sich Mut zu machen.

So aber blieben sie stumm.

Keine Veränderung zeigte sich. Der Himmel blieb so, wie er war.

Und auch die Berge lagen in einem tiefen Schweigen.

In ihnen lebten die stummen Götter. Verbannt worden waren sie.

Verbannt durch einen in grauer Vorzeit ausgesprochenen Fluch, den sie nicht durchbrechen oder abschütteln konnten, solange noch der Letzte der Großen Alten lebte.

Und das war nun mal der Spuk.

Er hatte auch den Würfel des Unheils manipuliert, und John Sinclair gefangengenommen. Dies war ihm sogar in der Welt seiner Feinde gelungen, ein Beweis dafür, wie mächtig dieser Dämon sein konnte.

Irgendwann schüttelte Bill den Kopf und sagte: »Ich halte dieses verfluchte Schweigen nicht mehr aus.« Er ballte die Hand und hob den Arm zur Hälfte an. »Es ist einfach zu schlimm, ich drehe hier noch durch…«

»Du mußt dich zusammenreißen!« sagte Sheila.

»Wie lange noch?«

Sie hob die Schultern.

»Ich vertraue dem Eisernen«, erklärte Shao. »Wir befinden uns hier in einem Refugium der Weißen Magie. Es kann einfach nicht alles schlecht sein. Es muß auch die gute Seite etwas tun oder reagieren.« Sie deutete auf den Berg. »Das Gesicht ist dort wie eingeschnitzt. Der Engel befindet sich im Felsen. Ich setze auf ihn meine Hoffnungen und vertraue, das könnt ihr auch.«

»Er gab sich ziemlich pessimistisch, bevor er den Felsen betrat«, hielt Bill dagegen.

»Vielleicht war es nur Tünche, um in uns nicht zu große Überraschungen zu wecken.«

»Du bist eben eine unverbesserliche Optimistin, Shao«, sagte der Reporter.

»Besser Optimist als Pessimist.«

»Stimmt auch wieder.«

Das Gespräch zwischen den Freunden versickerte. Jeder hing seinen eigenen trüben Gedanken nach. Zugeben wollte es keiner so recht, aber sie wußten, daß die Chancen auf ein Minimum gesunken waren, falls dem Eisernen nicht ein entscheidender Durchbruch gelang.

Der Felsen hatte sich nach seinem Eintritt wieder geschlossen.

Nichts deutete darauf hin, daß sich jemand im Innern des Berges befand und dort versuchte, eine Lösung zu finden. Von den Wartenden wußte keiner, wieviel Zeit vergangen war. Sie standen da und starrten nur mehr die Felswand an.

Dann tat sich plötzlich etwas. Zuerst glaubten sie, daß sich einer der stummen Götter melden würde, weil sich sein Gesicht veränderte. Es nahm gequält wirkende Züge an, auch der Mund zog sich in die Breite. Gleichzeitig glühte es innerhalb des Berges auf.

»Er kommt zurück!« wisperte Sheila.

Sie behielt recht. Das rote Glühen nahm an Intensität zu. Den Freunden wurde ein Blick in das Berginnere gestattet, und sie bekamen den Eindruck, in einen Tunnel zu schauen, in dem sich etwas regte.

Der Engel kam.

Ob er langsam oder schnell ging, war nicht festzustellen. Das wabernde Licht verzerrte die Perspektive, und noch immer entstand kein Laut. Selbst die Wartenden hielten den Atem an.

Göttergleich trat der Engel hervor und verließ sein Felsengefängnis. Er blieb für einen Moment stehen, richtete seinen Blick nach vorn, und nichts regte sich in seinem Gesicht.

Es blieb grau und ausdruckslos.

»Jetzt bin ich gespannt!« hauchte Sheila. »Er hat eine Nachricht, er muß sie einfach haben.«

Hinter dem Eisernen schloß sich die Wand. Auch jetzt entstand kein Laut. Kein Knirschen, kein Kratzen, kein Schaben. Die Magie der stummen Götter machte es möglich.

Nur mehr wenige Schritte ging der Eiserne, bis er die wartenden Freunde erreicht hatte. Er blieb stehen und schaute sie der Reihe nach an. Auch jetzt deutete nichts in seinem Gesicht darauf hin, ob er überhaupt etwas erreicht hatte.

Die Spannung wurde noch mehr in die Höhe getrieben. Die

Wartenden bekamen feuchte Hände. Bill spürte den kalten Schweiß in seinem Nacken, der sich dort gesammelt hatte und in Tropfenbahnen an seinem Rücken nach unten lief.

Der Druck hinter seinen Schläfen nahm ebenfalls zu. Er konnte ihn kaum noch ertragen. Es mußte einfach heraus. »Bitte, sag uns, was du erreicht hast!«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. »Nichts«, erklärte der Eiserne.

»Was?«

Nicht allein Bill Conolly war überrascht, auch die anderen wollten es kaum glauben.

»Du hast nichts erreicht?« faßte Suko nach.

»Fast nichts«, erwiderte der Engel. »Zunächst einmal muß ich euch sagen, daß sich der Würfel des Unheils voll und ganz unter der Kontrolle des Spuks befindet. Er hat ihn praktisch zu seinem Eigentum gemacht und damit auch John Sinclair.«

»Dann gibt es keine Rettung?«

»Nur ruhig, Sheila. Das waren die negativen Nachrichten. Wie ihr wißt, haben meine Väter bei der Entstehung des Würfels gewissermaßen mitgewirkt und ihm auch ihren Stempel aufgedrückt. Das heißt, sie können ihn aus der Ferne kontrollieren.«

»Dann wissen sie, wo er sich befindet?« fragte Suko.

»Ja, das ist ihnen bekannt. Der Spuk kontrolliert den Würfel. Er hat ihn geleitet und dafür gesorgt, daß er den magischen Dimensionen entwich.«

»Das heißt, er befindet sich auf oder in unserer Welt«, folgerte der Reporter.

»So ist es.«

»Kennst du den Ort?« wollte Shao wissen.

Zum erstenmal regte sich etwas im Gesicht des Eisernen. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen. »Den kenne ich sehr wohl, Shao.«

»Wo ist es denn?«

»In Schottland, hat man mir berichtet. Er muß sich dort oben befinden. Da gibt es einen Ort, der in unmittelbarer Beziehung zu John Sinclair steht, wie ich hörte.«

Der Eiserne sprach nicht mehr weiter, denn so gut kannte er sich im Leben und in der Vergangenheit des Geister Jägers nicht aus.

Dafür die anderen.

»Moment mal«, sagte Bill Conolly. »Schottland. John ist doch praktisch Schotte.«

»Ja, und seine Eltern leben noch dort«, fügte Sheila hinzu.

Bill hob die Hand und schnippte mit den Fingern. »Das ist es, Freunde, das genau ist es. Schottland, seine Eltern, was bleibt da nur noch übrig?«

»Lauder«, ergänzte Suko.
Mit dieser Antwort hatte er auch den Eisernen Engel überrascht.
»Ihr wißt also, wie es läuft?«
»Sicher. John Sinclairs Eltern leben in Lauder. Der Spuk ist ein persönlicher Feind des Geisterjägers. Er versuchte ihn zu treffen, wo immer es möglich ist. Und wie kann er John Sinclair eins auswischen? Indem er sich an seine Eltern wendet und ihnen meinetwegen den Würfel des Unheils präsentiert, in dem sich ihr Sohn befindet. Das ist für die Leute doch der absolute Horror, sie drehen durch, sie würden alles tun, um…« Bill stoppte seinen Redefluß und hob die Schultern. Die Geste war irgendwie resignierend.
Suko wußte, womit sich die Gedanken des Reporters beschäftigten. Er sprach sie aus und richtete sie an den Engel. »Wie kommen wir von hier aus auf dem schnellsten Weg nach Schottland?«
»Man kann nur eines tun«, sagte der Eiserne nach einer gewissen Weile des Nachdenkens. »Wir müssen uns die Magie der Schluchtzunutze machen. Sie wird uns helfen.«
Suko war skeptisch. »Ja, dir bestimmt, aber auch uns?«
»Ich werde meine Väter bitten, all ihre Kraft einzusetzen. Dies hier ist ein Refugium Weißer Magie. Auch wenn es dem Spuk gelungen war, hier einzudringen, regieren doch die Kräfte, die auf unserer Seite stehen. Das kann ich euch versprechen.«
»Dann nutze sie für uns aus.«
Der Eiserne nickte, als er Bills Forderung hörte. »Wir sind reingekommen, wir werden auch wieder rauskommen. Noch etwas möchte ich euch sagen. Ich hatte mich hingelegt, um mit meinem Leben abzuschließen. Das ist nun vorbei. Ich werde kämpfen, dazu habe ich mich entschlossen. Nichts kann mich von meinem Wege abhalten.«
Die Freunde hatten zwar noch nicht gewonnen, ihnen war jedoch ein Stein vom Herzen gefallen. Und sie würden alles daransetzen, um den Geisterjäger zu befreien.
Einen sehr starken Helfer hatten sie an ihrer Seite!

***

»Dad!«
Ich hatte mich einfach nicht beherrschen können und mußte das Wort rufen. Wie laut oder leise meine Stimme geklungen hatte, wußte ich selbst nicht, jedenfalls laut genug, um von meinem Vater verstanden zu werden, denn seine Haltung wurde für einen Moment noch steifer, bevor er den Kopf in meine Richtung drehte.
»John?« fragte er.
»Ja, ich bin es.«
Das dunkle Tuch verdeckte seine Augen wie ein Streifenband.

Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Es wirkte erlösend, denn er rechnete mit meiner Hilfe.

Mein Gott, wie groß würde seine Enttäuschung sein, wenn ihm Akim Samaran das Tuch löste. Und eine gewisse Vorfreude zeigte dieser Mensch-Teufel bereits, als er seinen Mund zu einem breiten Lächeln verzog.

»Ach, wie ist das schön!« flüsterte er. »Wie ist das herrlich! So etwas habe ich mir in meinen kühnsten Träumen immer vorgestellt. Jetzt endlich tritt es ein.«

Auch mein Vater hatte die Worte gehört, ihren Sinn aber nicht so recht begriffen.

»John, was ist denn los?« fragte er. »Weshalb gibst du keine Antwort? Und was soll das Gerede bedeuten?« Seine Stimme zitterte. Er hob die Arme und brachte seine Hände in die Nähe des schwarzen Bandes.

»Laß es sein!« Samarans Befehl peitschte ihm so hart entgegen, daß mein Vater die Arme sinken ließ.

Horace F. Sinclair dachte nach. Das merkte ich ihm an. Sein Mund zuckte, die Stirn legte sich in Falten, und ich sah auch die feinen Schweißtropfen im Licht der eingeschraubten Deckenlampe schimmern. »Kannst du etwa nicht eingreifen, John?« fragte er flüsternd.

»So ist es.«

»Und weshalb nicht?«

»Ich kann es dir nicht erklären, Dad.« Meine Stimme klang leise und auch verzweifelt. Das merkte mein Vater natürlich.

»Junge, was ist mit dir los?«

»Er hat uns beide!«

»Wer?«

Akim Samaran lauschte unserem Zwiegespräch und amüsierte sich köstlich dabei, denn bisher hatte mein Vater noch nicht bemerkt, in wessen Gewalt er sich befand.

»Gib doch Antwort!«

»Du kennst ihn, Dad. Schon einmal hat er uns überlisten können, und er ist mir entkommen…«

Mein Vater stöhnte auf. »Nein!« ächzte er. »Nein, das kann nicht sein. Das ist einfach…«

»Doch, Dad, er ist es. Wir befinden uns beide in der Gewalt von Akim Samaran.«

Mein Vater sagte zunächst nichts. Diese schlimme Nachricht mußte er erst verdauen. Er hockte auf dem Stuhl, seine Hände öffneten und schlossen sich, bevor er den Kopf schüttelte, weil er dies einfach nicht wahrhaben wollte.

»Es ist wahr!« meldete sich der Perser. »Alles ist wahr, was Sie von Ihrem Sohn gehört haben, Sinclair. Ich habe die Regie übernommen.

Ihr Sohn ist sogar frei, aber er wird sich nicht wehren können. Ich habe endlich das erreicht, was mir beim erstenmal nicht gelungen ist.«

Mein Vater konnte es noch immer nicht recht fassen und wandte sich deshalb mit seiner Frage an mich. »Stimmt das, John? Hat dieser Teufel die Wahrheit gesprochen?«

»Es stimmt, Dad!«

»Und Sie werden Ihren Sohn gleich sehen können«, versprach Samaran lachend. »Nur noch einen Moment. Ich möchte es nicht versäumen, Ihnen die Binde abzunehmen.« Er lachte hämisch und schrill, als er sich auf den Weg machte und zu meinem Vater ging.

Jeder Schritt wirkte wie eine finstere Drohung. Und die Echos der Tritte zitterten durch den Raum.

Mich nahm er mit. In seiner linken Faust steckte ich. Nur noch mein Kopf schaute hervor. An mich direkt dachte ich in diesen Augenblicken nicht, sondern an meinen Vater. Welch eine höllische Überraschung würde er erleben, wenn Samaran ihm plötzlich die Augenbinde wegriß!

Er ging noch eine halbe Armlänge vor, dann hatte er die richtige Position erreicht. Der Griff um meinen Körper hatte sich wieder verstärkt. Ich spürte jeden einzelnen Finger wie eine Klammer und hatte das Gefühl, zerdrückt zu werden.

Er bückte sich. Die rechte Hand streckte Akim Samaran aus. Mein Vater sah nicht, wie sie um seinen Kopf herumglitt. Er merkte nur, wie sich die Finger an dem Knoten in seinem Nacken zu schaffen machten und ihn lösten.

Frei.

Die Binde fiel.

Mein Kopf guckte aus der Faust heraus. Mein Vater zwinkerte mit den Augen. Er hatte für einige Zeit nichts gesehen und mußte sich erst an die Lichtverhältnisse gewöhnen. Auch blickte er in die falsche Richtung, und zwar an Samaran vorbei.

Mich sah er noch nicht.

Auch in dieser kleinen Größe reagierte ich wie ein normaler Mensch. Das Blut war aus meinem Gesicht gewichen. Wahrscheinlich hatte die Angst auch Spuren in meinen Zügen hinterlassen.

»Hier ist er!« sagte Samaran und bewegte seine linke Faust so auf meinen Vater zu, daß er mich sehen mußte.

Er sah mich auch.

Sein Gesicht veränderte sich. Im ersten Moment hatte ich schreckliche Angst um ihn, denn er wirkte wie jemand, der kurz vor einem Herzinfarkt steht. Seine Augen weiteten sich. Die Gesichtsfarbe war eine andere. Blaß, gleichzeitig bläulich schimmernd.

Das war der Schrecken.

Dann öffnete er den Mund. Zuerst langsam, später schneller, so daß

er wie eine Höhle offenstand.
Ich erlebte jeden Gefühlsausbruch meines alten Herrn mit.
Schreckliches machte er in diesen wenigen Sekunden durch.
Sein Schrei war fürchterlich.
All seine Empfindungen lagen darin, und es war ein Schrei der grenzenlosen Pein…

***

Sergeant McDuff hatte die Tränen der Mary Sinclair genau gesehen, als er das Haus verließ. Auch ihm war zum Heulen zumute, und er ballte seine mächtigen Hände zu Fäusten.
Im Wagen hatte ein junger Kollege gewartet. Der Mann erschrak, als sein Vorgesetzter so heftig die Autotür aufzog, als wollte er sie abreißen. McDuff warf sich auf den Beifahrersitz. Sein Gesicht war kantig und starr, Die Barthärchen zitterten.
Obwohl sich der junge Polizist erst zwei Monate in Lauder aufhielt, wußte er genau, daß er McDuff in diesem Zustand nicht ansprechen durfte. Deshalb blieb er so lange still, bis sich der Sergeant einigermaßen erholt hatte und dies durch einen schweren seufzenden Atemzug ankündigte. »Wir werden fahren«, sagte er mit leiser Stimme.
»Und wohin, Sir? Wir haben alles abgesucht.«
»Das haben wir nicht. Denken Sie daran, daß es nicht nur Lauder gibt. Wir suchen außerhalb und vergrößern dabei auch den Bogen unserer Aktion. Verstanden?«
»Alles klar, Sir.«
Während der junge Polizist den Wagen startete, griff McDuff zum Telefonhörer. Er rief zuerst in der Station an, aber da hatte sich nichts Neues ergeben. Die Zurückgebliebenen warteten ebenso auf erfolgreiche Meldungen wie er.
Die nächste Verbindung stellte er mit dem zweiten Wagen her, der ebenfalls unterwegs war.
»Hier McDuff, geben Sie Ihren Standort durch.«
»Wir befinden uns östlich von Lauder, am Gehöft des alten McMurray. Wir haben es durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt wollenwir bis an die Berge heran. Da stehen ja noch einige Hütten für das Vieh…«
»Okay, fahrt den Weg. Wir nehmen uns die westliche Grenze von Lauder vor. Sobald ihr etwas entdeckt habt, setzt euch mit mir in Verbindung. Das gleiche gilt auch für uns.«
»Verstanden, Sergeant.«
Auch McDuff hängte ein. Er wußte, daß er sich auf seine beiden alten Hasen verlassen konnte. Sie standen fast ebenso lange im Polizeidienst wie er.
Der junge Tom Crispin nicht. Für ihn war es überhaupt der erste

große Fall. Bisher hatte er in Lauder einen verhältnismäßig ruhigen Lenz geschoben, und er war dementsprechend aufgeregt. Das übertrug sich auch auf seine Fahrerei.

»Behalten Sie die Nerven, Tom«, sagte der Sergeant. »Wir werden die Sache schon schaukeln.«

»Meinen Sie, Sir?«

»Natürlich.«

»Und wenn wir keine Spur finden?«

McDuff strich mit den fünf Fingern seiner rechten Hand durch den roten Bart. »Sollten wir tatsächlich ins Leere stoßen, müssen wir zu einer Großfahndung greifen. Vorausgesetzt, Mrs. Sinclair gibt ihre Einwilligung. Aber das wird sie. Diese Frau hat Vertrauen in die Polizei. Schließlich ist ihr Sohn auch Polizist.«

Tom Crispin nickte. Ihm lag noch eine Frage auf der Zunge, und er stellte sie zögernd. »Sir, ist dieser Sohn nicht etwas Besonderes?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe hin und wieder die Leute über ihn reden hören.«

»Er arbeitet beim Yard.«

»Und jagt dort Geister.«

McDuff lachte. »So ungefähr. Auf jeden Fall hat er einen verantwortungsvollen Job. Auch uns hat er geholfen, als wir in der Klemme steckten, und sich der Fluch einer alten schottischen Legende ausgebreitet hatte.«

»Brigadoon?«

»Genau.«

Nach dieser Antwort schwiegen die beiden vom Alter her so unterschiedlichen Männer, denn Crispin mußte sich auf die Fahrerei konzentrieren. In der Kälte hatte sich Glätte auf den Straßen gebildet. Manchmal schimmerte das Eis wie eine dunkelblaue Schicht.

Sie rollten durch Lauder. Ein herrlich gelegener, verschlafener Ort. Vorbei fuhren sie an den dunklen Fassaden alter und gepflegter Häuser. Hier und da leuchtete ein schwaches Licht, aber fremde Geräusche waren nicht zu hören.

Die an den Straßenrändern abgestellten Wagen gehörten den Einheimischen. McDuff wußte, welcher Einwohner welche Automarke fuhr. Ein fremdes Modell sah er nicht.

Das Scheinwerferlicht huschte über die Fahrbahn und berührte hin und wieder auch vorspringende Hausecken, so daß diese einen bleichen Glanz bekamen.

Tom Crispin hatte die gewünschte Richtung eingeschlagen. Damit war sein Vorgesetzter jetzt nicht mehr einverstanden. »Nehmen Sie die nächste Straße rechts. Fahren Sie mal einen kleinen Umweg. Ich will sehen, ob sich an den Hügeln etwas tut.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Die nächste Einmündung war sehr schmal. Auch die folgende Straße zeigte nur mehr die Breite einer Gasse, und sie führte relativ steil bergauf, war kurvig, und die rechts und links stehenden Häuser glichen Bauwerken aus längst vergangenen Zeiten.

Der Weg mündete in eine am Hang entlangführende Ringstraße.

Dort waren neue Siedlungen entstanden. Moderne Laternen warfen ihren kalten Schein auf die Erde und bestrichen mit dem bleichen Licht die glitzernden Eisinseln.

Hier kannte sich der Sergeant zwar aus, aber er wußte nicht die Namen der hier lebenden Menschen. Sein Blick glitt nach rechts und links, als der Wagen durch die schmalen Straßen fuhr. Hin und wieder schaltete McDuff den auf das Dach montierten Suchscheinwerfer ein und ließ ihn kreisen. Doch er sah nichts, was ihm verdächtig vorgekommen wäre.

Mittlerweile hatten sie den Westrand des Ortes erreicht. Erst vor einem halben Jahr war die Straße fertiggestellt worden, die von der Höhe aus serpentinenartig den Berghang hinab zu der Straße führte, die Lauder mit Edinburgh verband.

Die beiden Polizisten kämpften gegen das Glatteis. Zweimal rutschte der Streifenwagen mit dem Heck weg, aber Tom schaffte es durch Gegenlenken, in der Spur zu bleiben. Auch die Handbremse war ihm bei den Manövern eine große Hilfe.

Begleitet wurden sie von den mit Schnee bedeckten Berghängen, die sich zu einem weiten Tal formierten, durch das die Straße führte.

»Soll ich weiterfahren?« fragte Tom, als er an der Einmündung stoppte. Er schaute McDuff dabei an.

Der Sergeant überlegte. Hatte es Sinn, den Ort noch weiter zu verlassen. Er wußte, daß praktisch nichts kommen würde, wo sich Entführer hätten verstecken können. Kein Haus, keine alte Scheune, kein Unterstand für die Rinder oder Schafe.

Vielleicht war es gerade die Leere, die die Kidnapper angezogen hatte. Zudem wurde das Gelände zu beiden Seiten der Straße unwegsamer und bot zahlreiche Verstecke.

Die Stopplichter des Polizeifahrzeuges warfen rote Inseln auf die Fahrbahn. Der Widerschein leuchtete sogar noch in den Wagen hinein.

Die Gesichter der beiden Beamten erreichte es nicht.

»Fahren Sie nach links.«

»Doch weg von Lauder?«

»Ja. Es kann sein, daß ich aussteige und das Gelände mal genauer unter die Lupe nehme.«

»Sehr wohl, Sir.«

Wenig später rollten die beiden Polizisten auf gerader Strecke weiter. Auch war die Fahrbahn breiter. Zwar gab es glatte Stellen, die Trockenheit überwog zum Glück.

Sanft begann die Steigung. Eine sehr lange Gerade, die in diezerklüftete Gebirgslandschaft hineinstach und an ihrem höchsten Punkt sogar einen kleinen Paß bildete.

Die Aufmerksamkeit des Sergeants hatte um keinen Deut nachgelassen. Er schaute nach links, auch mal an seinem Fahrer vorbei, sah Lücken in der Wand, nicht mehr als handtuchbreite Wege, die schon einem Trampelpfad ähnelten.

»Gleich kommt der Hohlweg«, sagte Tom Crispin.

»Woher wissen Sie das denn?«

McDuff konnte im Dunkel des Wageninnern nicht sehen, wie sein junger Kollege errötete. Bei seiner Antwort versuchte er, der Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. »Ich habe mal einer Bekannten die Umgebung gezeigt.«

McDuff lachte. »Kenne ich das Mädchen?«

»Ja.«

»Sie brauchen mir den Namen nicht zu nennen. Auch ich war mal jung, und habe so manchem Girl die Schönheiten der Lauderschen Umgebung gezeigt. Aber dieser Hohlweg ist ziemlich breit, nicht?«

»Und auch kurvig, Sir.«

»Na ja, mal schauen.«

Ohne daß McDuff etwas gesagt hätte, tat der junge Polizist genau das richtige. Er senkte die Geschwindigkeit, so daß sie auf keinen Fall die Zufahrt verpaßten. Zudem hatte McDuff noch den Suchscheinwerfer eingeschaltet. Noch glitt der blasse Kegel über die Felsen und fuhr geisterhaft in handtiefe Spalten und Risse hinein.

An einigen Stellen traf er vom Regen ausgewaschenes Gestein und verlor sich im nächsten Augenblick im Eingang des Hohlwegs.

»Stoppen Sie.«

Tom bremste stotternd. So bekam er das Fahrzeug auch gut über glatte Stellen hinweg.

»Soll ich mit aussteigen, Sir?« fragte Tom.

»Ja, vier Augen sehen mehr als zwei. Ich melde mich nur eben ab.« Die Sache war innerhalb der nächsten Sekunden gelaufen, dann standen beide Männer neben dem Wagen. Eine Taschenlampe hatte McDuff noch mitgenommen. Sie war ziemlich lichtstark, leuchtete zwar nicht die gesamte Breite des Hohlwegs aus, aber sie konnten viel mehr sehen als zuvor.

Nur ihre Schritte waren zu hören. Der junge Crispin schaute zu Boden und schüttelte den Kopf.

»Bei diesem Felsgestein werden Sie wohl keine Spuren finden«, sagte McDuff.

»Das stimmt, Sir.«

Der Hohlweg führte tatsächlich in einem Zickzack-Muster weiter.

Ihre Sicht reichte immer nur bis zur nächsten Kurve.

»Wenn Sie den Weg kennen, Tom, wissen Sie auch, wo er aufhört?«
»Natürlich. Das ist eine kleine Insel oder Lichtung. Besser kann ich das nicht…«
»Ruhig!«
Der Sergeant hatte die Worte scharf ausgestoßen, und sofort hielt sein jüngerer Begleiter den Mund. Auch er lauschte angestrengt, aber nur das leise Raunen des Windes war zu vernehmen.
»Ich habe nichts gehört, Sir.«
»Aber ich.«
»Und was?«
»Das war ein Schrei.«
»Sind Sie sicher, Sir?«
»Fast.« McDuff löste die Klappe der Pistolentasche. »Wir werden jetzt sehr vorsichtig sein müssen. Ich gehe voran, bleiben Sie immer dicht hinter mir.«
»Okay, Sir.« Tom versuchte, seiner Stimme einen normalen Klang zu geben.
Es fiel ihm schwer, denn dies hier war in der Tat sein erster gefährlicher Einsatz.
Er wußte auch, daß der Sergeant ein sehr gutes Gehör besaß. Er hatte sich bestimmt nicht geirrt. Tom Crispin richtete sich nach den Angaben seines Vorgesetzten und blieb stets in dessen Schatten.
McDuff wollte nicht sofort auffallen. Aus diesem Grunde hatte er auch den Kegel der Lampe mit der linken Handfläche abgedeckt.
Nur hin und wieder ließ er dem Licht ein wenig Spiel.
Die beiden achteten auch sehr darauf, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen. Auf Zehenspitzen schritten sie voran, erfüllt waren sie von einer inneren Spannung und nahmen die nächsten Kehren, ohne daß etwas passierte oder sie irgend etwas entdeckt hätten.
Dann war es soweit. Und selbst der eisenharte Sergeant, den nichts so leicht erschüttern konnte, blieb vor Überraschung steif stehen. Sie hatten das Ende des Hohlwegs fast erreicht, und der nur mehr kaum abgedeckte Lampenschein traf ein Ziel.
Es war ein Wohnmobil!
Automatisch drückten sich die beiden Polizisten in den Schatten der Felswand, und McDuff löschte auch sofort die Lampe. Dann drehte er den Kopf und brachte seine Lippen nahe an Crispins Ohr.
»Ich glaube, wir haben genug gesehen.«
»Meine ich auch, Sir.«
»Kennen Sie den Wagen?«
»Nein, Sergeant, den habe ich in Lauder noch nicht gesehen.«
McDuff nickte. »Und ich auch nicht!« wisperte er.
»Dann hätten wir sie also?«

McDuff holte tief Luft. Für einen Moment zogen sich seine Augenbrauen zusammen. »Es deutet zumindest alles darauf hin. Die haben wir und werden sie auch nicht mehr loslassen.«

»Wollen Sie den Wagen stürmen, Sir?«

»Vergessen Sie mal die Agentenfilme, die Sie gesehen haben. Hier wird auf Nummer Sicher gegangen. Ich nähere mich dem Wagen, während Sie mir nur langsam folgen und mir dabei Rückendeckung geben. Klar?«

Crispin nickte.

»Nicht so verbissen, junger Freund. Wir schaukeln die Sache schon. Sie müssen nur die Nerven behalten.«

»Ich versuche es, Sir.«

McDuff nickte dem anderen noch einmal zu und setzte sich in Bewegung. So leise wie möglich versuchte er zu gehen. An den Hohlweg schloß sich tatsächlich eine kleine Insel inmitten des Felsens an.

Sie war umgeben von zerrissenen Wänden, die erst hangartig, später steil in die Höhe führten. Weit darüber spannte sich der dunkle Nachthimmel, an dem die Sterne leuchteten.

Aus den Fenstern des Wohnmobils drang nur mehr ein schwacher Lichtschein nach draußen. Von innen waren die Scheiben durch Vorhänge verdeckt worden. Der Lichtschein stand matt und auch zerfasernd vor den Außenscheiben.

McDuff konzentrierte sich voll und ganz auf das Wohnmobil. An seinen jungen Kollegen dachte er nicht mehr.

Das änderte sich, als er seine Stimme vernahm. Sie klang ächzend, bitter und ängstlich.

»Ser… geant …«

McDuff rieselte es kalt über den Rücken. Er hatte Angst, sich umzuwenden, tat es dann doch und befand sich noch nicht in der anderen Stellung, als aus einer Nische in der Felswand ein Lichtstrahl stach.

Gerade, genau und treffsicher »klebte« er förmlich auf dem angstverzerrten Gesicht des jungen Crispin. Der hinter ihm stehende Typ war nur mehr zu ahnen, als zu sehen. Er hatte den Kopf des Polizisten nach hinten gerissen und ihm mit einer Messerklinge eine klaffende Wunde quer durch das Gesicht gezogen.

Erst dicht unter dem Kinn war die Klinge zur Ruhe gekommen und zeigte mit ihrer Spitze auf die Kehle.

Aus der Felsnische drang die zischende Stimme des zweiten Kerls. »Wenn du Dummheiten machst, Bulle, schlitzt mein Freund deinem Partner die Kehle. Und meine Kugel bläst dir das Hirn aus dem Schädel…«

***

Mein Vater hatte so geschrien, und sein Schrei war erst erstickt, als er beide Hände gegen sein Gesicht schlug, in dieser Haltung sitzenblieb und den Kopf schüttelte.

Er wußte einfach nicht mehr weiter. Er konnte einfach nicht fassen, was mit seinem Sohn geschehen war, der als zwergenähnliches Wesen aus der Faust eines Menschen schaute, den man als Bestie ansehen konnte.

Akim Samaran hatte seinen Spaß. Er war wieder einen Schritt zurückgetreten und beobachtete uns beide. »Voll«, sagte er dabei.

»Meine Rache ist voll gelungen. Das hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht zu erhoffen gewagt. Du bist im wahrsten Sinne des Wortes in meiner Hand, Geisterjäger. Ich muß meinem großen Freund und Mentor wirklich mehr als dankbar sein, daß er mir das erlaubt hat.«

Auch ich hatte Mühe, die Sprache wieder zu finden. Nicht allein der äußere Druck war es, der mich fertigmachte, auch der innere, der seelische. Gezeugt wurde er durch die heiße Angst, die in mir aufflammte. Auf meinem Rücken lösten sich die heißen und kalten Schauer ab, das konnte auch nicht durch den Druck der Fingerverhindert werden.

Ich hörte meinen Vater schluchzen. Sein Oberkörper war nach vorn gesunken, die Schultern bebten, und wieder einmal erlebte ich schlimme Sekunden in meinem Leben.

Hätte er mich jetzt etwas gefragt, ich hätte ihm keine Antwort geben können. Alles war einfach zu grausam und auch zu unbegreiflich für mich. Auch in meiner Kehle saß ein Kloß, der immer höher steigen wollte.

»Ist das nicht ein hübsches Zusammentreffen?« fragte Akim Samaran. »So führe ich eben auf meine Weise Familien zusammen. Im Prinzip könnt ihr mir dankbar sein. Vater und Sohn sind wieder zusammen.« Nach diesen Worten lachte er meckernd.

Auch mein Vater hatte die Worte vernommen. Die Bewegung, mit der er beide Arme nach unten fallen ließ, wirkte müde, abgespannt und auch abgeschlafft. Auf den Schenkeln ließ er seine Arme liegen und hob den Kopf mit einer schwerfällig wirkenden Geste. Ich sah ihm an, daß er etwas sagen wollte. Er hatte Mühe, die Worte zu formulieren.

»Was sind Sie nur für ein Mensch, Samaran?« fragte er. »Oder sind Sie gar keiner?«

»Doch, ich bin ein Mensch. Nur habe ich mich anders entschieden als ihr. Und zwar für die richtige Seite. Ich will mein Leben so auskosten, wie ich es mir vorgenommen habe, versteht ihr? Der Spuk hat mich geleitet. Er ist die Person, die mir zur Seite steht. Er hilft mir in allen Lebenslagen, und er gibt mir einen genügenden Freiraum für Dinge, die für mich wichtig sind.«

»Was ist das? Das Quälen und Töten von Menschen?«
»Unter anderem«, gab Samaran zu. »Natürlich neben der Macht. Schauen Sie hin, was dort auf dem Tisch steht, das ist ein Würfel. Der berühmte Würfel des Unheils. Ein Faktor der Macht. Durch ihn bin ich in der Lage, die Welt zu verändern. Im Kleinen beginne ich, und im Großen höre ich damit auf, darauf könnt ihr euch verlassen.«
»Was haben Sie mit meinem Sohn vor?«
Samaran antwortete nicht sofort auf die Frage meines Vaters. Er drehte sich um, und ich machte in seiner Faust die Bewegung mit, so daß wir drei schließlich in eine Richtung schauten.
Der Blick glitt über den Würfel hinweg und dorthin, wo die breiten Reagenzgläser standen und zur Hälfte mit einer weißlichblauen Flüssigkeit gefüllt waren.
»Dort«, erklärte Samaran. »Genau dort paßt Ihr Sohn rein. Und Sie auch, Sinclair. Aber Sie können zuschauen, wie ich ihn in die Flüssigkeit stecke, und Sie werden sehen, wie stark meine Magie ist, denn die Flüssigkeit ist etwas Besonderes. Sie wirkt wie Säure, sie löst einen Menschen auf, so daß nur der Kopf übrigbleibt. Er tanzt dann wie ein Korken auf der Oberfläche. Das ist übrigens ein Zeichen, Mr. Sinclair. Ein Markenzeichen von mir, das ich sogar verschickt habe. Und zwar an Ihre liebe Gattin. Sie hat zwei kleine Schädel aus Holz von mir bekommen. Der eine zeigt Ihren Kopf und Ihr Gesicht, der zweite das Ihrer Frau. Können Sie sich vorstellen, wie Sie reagiert hat, als sie die Köpfe aus dem kleinen Päckchen packte…«
Mein Vater hielt es nicht mehr auf seinem Stuhl. Er sprang in die Höhe, funkelte Samaran an. »Sie Hund!« schrie er. »Sie verdammter Hund.« Dann setzte er zu einem Schlag an und holte mit der rechten Hand weit aus. Ich wollte dagegensprechen, doch alles ging zu schnell.
Samaran lachte nur, drehte sich und drückte den Arm vor, in dessen Faust er mich hatte.
»Schlag zu!« brüllte er.
Im letzten Augenblick stoppte mein alter Herr. Dieser Hieb hätte meinen Schädel vom Körper gerissen. Mein Herzschlag hatte sich schon beschleunigt, und ich atmete auf, als ich die Faust dicht vor meinen Augen zur Ruhe kommen sah.
Samaran lachte wieder. »Es wäre zwar nicht in meinem Sinne gewesen, aber daß der eigene Vater den Sohn erschlägt, kommt auch nicht alle Tage vor. Kennen Sie nicht das Märchen vom Däumeling? So ähnlich ist es hier. Da hatte auch ein normal gewachsenes Ehepaar einen Sohn, der nicht größer als der Daumen eines Erwachsenen war. Toll, nicht? Tja, manchmal werden eben auch Märchen wahr.«
Horace F. Sinclair wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. Er war ein Mensch, der normal handelte. Vor soviel Menschenverachtung mußte er einfach kapitulieren.

Akim Samaran fuhr fort. »Manchmal gibt es Momente im Leben eines Menschen, wo es nicht gut aussieht. Auch mir erging es so. Und daran habt ihr die Schuld getragen, als ihr mich jagen wolltet. Ich mußte fliehen und mir einen anderen Mentor suchen, da ich von der Hölle so schmählich im Stich gelassen wurde. Das ist nun vorbei. Meine Trümpfe stechen besser als alles andere.« Seine Faust schoß vor. Sie traf meinen Vater an der Brust, der zurücktaumelte und wieder auf den ausgeklappten Sitz fiel. »Da bleibst du hocken, Bastard! Und rühr dich nicht, wenn ich meine Versuche mit deinem Sohn mache.« Samaran drehte sich um. Er wandte meinem alten Herrn den Rücken zu. Überhaupt nichts machte es ihm aus.

»Wenn du versuchen solltest, mich zu überlisten, werde ich deinen Sohn zerquetschen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Dann halte auch still.«

Der Würfel und die beiden Reagenzgläser standen gemeinsam auf einem Tisch. Sie waren gewissermaßen das Handwerkszeug dieses menschlichen Teufels. Während er mich trug, gelang es mir, einen Blick von oben her in die Gläser zu werfen.

Ja, die Öffnung war groß genug, um mich hineinstecken zu können. Als ich das so sicher feststellte, bekam ich Herzklopfen, und meine Kehle schnürte sich immer stärker zu.

Horace F. Sinclair hatte nicht aufgegeben, auch wenn er ruhig auf seinem Klappsitz hockte. Ich kannte meinen Vater, in ihm würde eine Hölle toben, und er suchte nach einem Ausweg.

Nur seine Augen bewegten sich. Genau wußte ich es nicht, konnte mir jedoch vorstellen, daß er nach einem Wurfgeschoß suchte. Wenn es überhaupt eine Chance zur Rettung gab, dann mußten die verdammten breiten Reagenzgläser einfach zerstört werden. Auch wenn mich Samaran, aus welchem Grunde auch immer, freiließ, ich würde es wohl kaum schaffen, die Gläser zu zerstören. Zudem sah mir die Umrandung verdammt dick aus.

Und der Würfel tat nichts.

Er stand nahezu unbeteiligt auf dem Holztisch, ohne sich zu regen. Auch in seinem Innern veränderte sich nichts. Die Schlieren blieben in einer ruhigen Lage und wirkten wie eingefroren. Selbst der Schatten des Spuks hatte sich zurückgezogen, aber ich ließ mich nicht täuschen. Der Würfel des Unheils hatte es in sich. Er wurde zudem vom Spuk gelenkt. Wenn dieser Dämon es für richtig hielt, würde der Quader von einer Sekunde zur anderen zu einer tödlichen Waffe.

Noch tat sich nichts.

Auch mein Vater hatte keine Waffe in erreichbarer Nähe gefunden. Wenn er so etwas vorhatte, mußte er schnell sein. Und ob mich Samaran nach einer möglichen Zerstörung der Gläser noch am Leben

ließ, stand auch in den Sternen.

Und so verging die Zeit. Akim Samaran hatte längst sein Ziel erreicht. Ich steckte in seiner Faust, und die schwebte bereits über der Öffnung des ersten Glases.

Sein leises Lachen hörten mein Vater und ich. »So, Sinclair, jetzt werden Sie sehen können, wie Ihr verdammter Sohn vergeht und nur mehr sein Schädel zurückbleibt. Sie…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn mit einem heftigen Stoß wurde die Tür aufgedonnert.

Sie schwang so weit zurück, daß sie mit der Klinke gegen die Wand donnerte.

Samaran fuhr herum.

Er, mein Vater und ich hörten die Stimme des Messerhelden. »Wir haben zwei Bullen geschnappt…«

Der Mann mit dem Messer drängte einen jungen Polizisten in den Raum. Der Beamte hatte einiges mitbekommen. Die Messerwunde zog sich quer durch sein Gesicht und würde als Narbe ein Andenken für immer bleiben.

Er war so in den Griff genommen worden, daß er ihn nicht sprengen konnte, ohne mit dem Tod rechnen zu müssen. Da war dieser verdammte Messerheld radikal.

Er stieß seinen Gefangenen vor, indem er ihm ein Knie in den Rücken rammte. Auf unsicheren Beinen taumelte der junge Polizist tiefer in den Wohnwagen hinein, und ich konnte den erkennen, der ihm folgte.

Es war ein Bekannter. Sergeant McDuff. Er wurde von einem zweiten Lederjackenkerl bedroht, der einen Revolver in der rechten Hand hielt. Durch den aufgesetzten Schalldämpfer wirkte die Waffe sehr lang.

»McDuff!« Mein Vater rief den Namen. Er wollte aufspringen, doch hart fuhr ihm Samaran in die Parade.

»Bleib sitzen!«

Sinclair sank zurück. Die Blicke der beiden Bekannten trafen sich.

McDuff hob die Schultern. Er sah so bleich und unglücklich aus.

Sehr schwer hatte er an dieser Niederlage zu knacken.

Ich konnte mir vorstellen, wie es in ihm aussah. McDuff war ein agiler Mensch und eine Autorität in Lauder. Daß man ihn so degradierte, mußte ihn schmerzen.

Die beiden hatten mich noch nicht gesehen. Ich war einfach zu klein, und ihre Blicke blieben auf meinen Vater konzentriert, da sich wahrscheinlich um seine Person alles gedreht hatte.

Der Kerl mit dem Revolver warf die Tür zu. Die beiden Typen waren Gangster oder Killer. Schon in ihren Augen erkannte man, daß sie über Leichen gingen. Ich war fest davon überzeugt, daß sie nicht zögern würden, uns zu vernichten.

In ihrer Lederkleidung wirkten sie uniformiert. Auch hatten sie flache, nichtssagende Gesichter. Sie hätten Brüder sein können. Der Messerheld unterschied sich von dem anderen eigentlich nur durch die Narbe in seinem Gesicht.

Sprecher war der mit dem Revolver. »Die beiden Bullen haben doch tatsächlich den Wagen gefunden.«

»Ach«, sagte Samaran. Seine linke Hand hatte er so weit sinken lassen, daß ich von den anderen nicht gesehen werden konnte, weil mich die Tischkante deckte. »Und jetzt haben sie Pech gehabt, denn hier kommen sie nicht lebend raus.«

McDuff übernahm das Wort. Seine Stimme klang ruhig wie immer. »Ich glaube nicht, daß Sie sich unglücklich machen wollen. Oder glauben Sie im Ernst, daß wir ohne Rückendeckung hergefahren sind. In der Zentrale weiß man Bescheid; daß wir uns hier befinden. Ich würde Ihnen raten, ganz schnell aufzugeben.«

Samaran wollte Genaueres wissen. »Stimmt das, Hackett?«

Hackett war der Mann mit dem Revolver. »Er blufft, Akim. Ich konnte sie beobachten. Sie haben ihr Fahrzeug an der Straße stehenlassen und sind in den Hohlweg gegangen. Als sie das Ziel entdeckten, ging keiner von ihnen zurück, um Meldung zu machen.«

Akim war zufrieden. »Sehen Sie, Bulle, so leicht sind wir nicht aus dem Spiel zu bluffen. Und schon gar nicht von einem dickköpfigen Dorfpolizisten, der sich auf die letzten Minuten seines Lebens vorbereiten kann. Ihr kommt mir übrigens wie gerufen, da ich ein kleines Experiment vorhabe.« Samaran hob den linken Arm so schnell, daß mir auf dem kurzen Stück schwindlig wurde.

Dann präsentierte er mich.

McDuff stand günstiger. Er kannte mich auch. In seinem Gesicht spiegelten sich ähnliche Gefühle wie in dem meines Vaters. Er wollte nicht glauben, was er da zu sehen bekam, schüttelte den Kopf, öffnete den Mund, stöhnte und schluchzte.

»John, sind Sie das?«

Ich quetschte ein mühsames »Ja« hervor, und mein Vater nickte dazu, während er gleichzeitig vor Wut die Hände ballte, weil er sich so hilflosfühlte.

Sekundenlang breitete sich das tiefe Schweigen aus. Samaran genoß seinen Auftritt, und als er wieder sprach, begann er den Satz mit einem breiten Lachen.

»Noch ist er ein Mensch, euer großer Geisterjäger. Er funktioniert, er reagiert, und er würde mir sicherlich gern die Kehle durchschneiden, wenn er könnte. Aber das ist nicht drin. Wenn ich will, kann ich ihn zerquetschen. Bisher habe ich es nicht getan, weil ich andere Dinge mit ihm vorhabe, genau wie mit euch beiden Bullen. Ihr werdet die Hölle erleben. Mit wem fange ich an?« Er schaute von einem zum

anderen. Beide Polizisten wagten kaum zu atmen. Der Schock hatte ihnen einfach die Luft geraubt.

Samaran sonnte sich wie ein Operettentenor bei der ersten Arie.

Schließlich blieb sein Blick auf dem jungen Polizisten hängen. »Wie heißt du denn, Kleiner?«

»Tom Crispin!«

»Okay, dich habe ich ausgewählt.«

»Nein!« McDuff hatte gesprochen. »Wenn Sie schon anfangen wollen, dann mit mir. Aber lassen Sie ihn leben, er ist noch so verdammt jung!«

»Hackett!« Mehr sagte Samaran nicht, und Hackett schlug blitzschnell zu. Der Lauf klatschte in den Nacken des Sergeants, so daß McDuff schmerzerfüllt aufstöhnte. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als wollte er in die Knie sinken, dann ging ein Ruck durch seine Gestalt, und er hielt sich auf den Beinen.

»Ich lasse mir von keinem und erst recht nicht von einem Dorfbullen Vorschriften machen«, erklärte Samaran. »Ich habe mich nun mal für den anderen entschieden, und dabei bleibt es.«

»Bitte, Sir…«

»Halt's Maul.« Samaran interessierte das Flehen nicht. Er war voll und ganz darauf programmiert, sein widerliches Experiment durchzuführen.

Ich konnte schräg in die Höhe schauen und sah auf seinen Lippen das sadistische Grinsen. Auch das Funkeln in seinen Augen blieb mir nicht verborgen, und als er den Mund bewegte, vernahm ich ein schmatzendes Geräusch, das mir widerlich vorkam.

»Alles klar?« fragte er seine beiden Helfer.

»Ja!« lautete die gemeinsam gesprochene Antwort.

Samaran drehte den Kopf. Auch ich drehte ihn und stellte fest, daß dieser Mensch den Würfel fixierte.

Das genau war es. Nur durch den Würfel würde es ihm gelingen, den anderen zu dem zu machen, was ich auch war. Und der Quader würde ihm gehorchen, auch wenn er keinen direkten Kontakt mit ihm hatte, denn sein Inneres blieb nicht mehr ruhig. Auf den gedanklichen Befehl hin reagierte dieser magische geometrische Gegenstand.

Das war auch für mich neu. Bisher hatte der Würfel nur immer etwas geleistet, wenn ich oder ein anderer Träger einen direkten Kontakt mit ihm hatten.

Nun war alles anders.

Ich spürte die Trockenheit in meiner Kehle. Schweiß rann dafür meinen Rücken entlang. Noch immer bereitete es mir Mühe, überhaupt Luft zu holen. Innerer und äußerer Druck hatten um keinen Deut nachgelassen. Nahezu spürbar streifte mich der kalte Hauch des Todes.

Samaran stand da wie der Satan persönlich. Er trug seine graue Kleidung, die Arme hatte er ausgebreitet, sein Kopf wuchs dabei zwischen den Schultern hoch wie ein bleicher Gegenstand, und seine Augen glänzten wie dunkle Kohlestücke.

Der Würfel hob ab und gehorchte damit den Gesetzen der Teleportation. Kurs nahm er auf den jungen Polizisten.

Tom Crispin hieß er. Das hatte ich noch behalten. Samaran, der Teufel, drehte seine Hand, so daß ich auch zuschauen konnte. »Sieh genau hin!« flüsterte er scharf. »Schau es dir an. Jetzt kannst du die Kraft des Würfels erleben.«

Auch Tom Crispin mußte bemerkt haben, welch eine Gefahr da auf ihn zukam. Er spürte sie, zuckte zusammen und wand sich unter dem harten Griff des Messerhelden.

»Willst du wohl ruhig sein!?« keuchte dieser. »Sei schön brav, mein Junge, dann passiert dir nichts…« Er lachte hechelnd. Sein Messer zitterte, es berührte auch die Haut, und dann hatte der Würfel den jungen Mann erreicht.

Er explodierte nicht, aber er gab ein ähnliches Geräusch von sich, das in einem Fauchen mündete. Wie ein Sturmwind kam es über den Polizisten, packte ihn, schleuderte ihn herum, und der Messerheld schaffte es nicht, den anderen rechtzeitig genug loszulassen.

Plötzlich begann der Kerl zu schreien. Es waren schrille, jaulende Laute, die aus seiner Kehle drangen, und er überschlug sich fast in seiner Angst.

Der Würfel aber packte zu.

Obwohl er keine Hände besaß, wirkte es fast so, als hätte er sie ausgestreckt. Die beiden Männer konnten sich nicht auf den Beinen halten. Sie erlebten das gleiche wie ich.

Sie wurden mitgerissen.

Und genau in den Würfel hinein, der über ihnen schwebte. Ein gewaltiger Sog entstand, der mich an den Schweif eines Kometen erinnerte, die beiden packte und hinein in den Quader zog, der die Menschen verschluckte wie ein Maul.

Von der Erde her zum kopfhoch schwebenden Würfel hin veränderten sich die beiden. Rasendschnell wurden sie kleiner und waren nur mehr Figuren, die eben meine Zwergengröße erreicht hatten.

Der Würfel des Unheils machte seinem Namen wieder alle Ehre, denn er schluckte sie.

Polizist und Killer drangen in ihn ein, als gäbe es überhaupt kein Hindernis mehr. Wir alle sahen ihre kleinen Körper, die ein regelrechter Sturmwind durcheinander zu wirbeln schien. Zwischen den Schlieren trieben sie, die sich nur träge bewegten und die beiden nichtbehinderten, so daß sie langsam zu Boden sanken.

Für mich waren sie gleichgroß, auf die anderen wirkten sie wie Zwerge. Man konnte die Sache durchaus von zwei Blickwinkeln betrachten. Lustig fand ich es überhaupt nicht, wie beide Männer im Sog der Magie versuchten, das Gleichgewicht zu halten und normal auf dem Boden des Würfels zu landen.

Samaran hatte seinen Spaß. Daß er einen seiner Diener geopfert hatte, störte ihn nicht, die Trümpfe hielt er in der Hand.

Ein normaler Mensch konnte auf solche Dinge nur mit Abscheu und Schrecken reagieren. Das tat mein Vater. »Sie sind wirklich kein Mensch mehr, Samaran, nur noch eine verfluchte Bestie!« Er kümmerte sich auch nicht um die drohende, auf ihn gerichtete Schalldämpfermündung, und Hackett fragte leise: »Soll ich ihn umlegen?«

»Erst wenn ich es sage!«

»Bitte!« Mein Vater reckte sich und stand plötzlich auf. »Tun Sie sich Ihren Gefüh… ahhh …«

Hackett hatte zugeschlagen. Blitzschnell und treffsicher. Horace F.

Sinclair bekam den Waffenlauf gegen die Wange. Als seine Hand die getroffene Stelle berührte, zeigte die Mündung schon wieder auf ihn, und er bekam den Befehl, sich zu setzen.

Er fiel auf den Sitz.

Akim Samaran betrachtete ihn kalt. »Beim nächstenmal geht mein Freund nicht so sanft mit Ihnen um, Sinclair!«

Der ehemalige Anwalt schwieg. Er hielt sich nur die geschwollene Stelle.

Und ich mußte ebenfalls tatenlos zuschauen. Dieser verfluchte Samaran hielt mich nach wie vor fest. Ich war sein größter Trumpf, und das wußte er ganz genau.

Niemand von uns hatte mehr auf die beiden im Würfel eingeschlossenen Personen achten können. Sie hatten den Grund mittlerweile erreicht und blieben auch dort stehen. Als Feinde waren sie verwandelt worden, jetzt konnte man sie mit ruhigem Gewissen als Schicksalsgefährten bezeichnen. Sie standen sich gegenüber, schauten sich gegenseitig an und hoben in stillem Einverständnis die Schultern.

Akim Samaran wußte meinen Vater in guten Händen. Um ihn kümmerte er sich nicht mehr, deshalb drehte er sich auch um und schaute sehr genau nach. Das widerliche Lächeln auf seinen Lippen gefiel mir überhaupt nicht. Ich konnte mir vorstellen, daß in seinem Hirn ein Plan reifte, und ich hatte mich nicht getäuscht.

»Ja!« flüsterte er, »so genau werde ich es machen. Ich sorge noch für einen kräftigen Spaß.« Er drehte den Kopf. Unsere Blicke begegneten sich. »Du kannst noch eine Galgenfrist bekommen, Sinclair. Ich lasse euch gegeneinander kämpfen. Wer gewinnt, kann zuschauen, wie ich den Verlierer in mein Reagenzglas stecke. Na, was haltet ihr davon?«

Ich erschrak, auch der junge Polizist mit Namen Tom Crispin. In seinem Gefängnis ging er zurück und schüttelte den Kopf, während Samarans Helfer ganz anders reagierte und mit beiden Fäusten gegen die Innenwand des Würfels trommelte.

»Siehst du, Sinclair, Guy hat mich bereits verstanden. Er ist wild darauf, dich zu vernichten. Ah, das wird ein Spaß!« Samaran beugte sich tiefer, so daß er den Würfel direkt anschauen und auch in ihn hineinblicken konnte. »Ja!« flüsterte er. »Ja, komm ruhig heraus. Du hast jetzt die Chance. Auch du, Crispin.«

Der Polizist zögerte noch, während sich Guy die Chance nicht entgehen ließ und durch die Wand des Würfels ging, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden.

Er war frei.

Und ich im nächsten Augenblick auch, denn die Faust des anderen öffnete sich plötzlich. So schnell, daß ich davon überrascht wurde und mich nach dieser relativ langen Zeit der Gefangenschaft nicht mehr auf den Beinen halten konnte, zurücktaumelte und hinfiel.

In den folgenden Sekunden mußte ich die Lage ordnen. Sehr genau nahm ich das Bild auf, das sich mir bot. Rechts von mir stand der Würfel. Geradeaus sah ich Guy. Links, vor dem Tisch, zeigte sich Akim Samaran, so daß wir alle zusammen ein Viereck bildeten, in dem wir uns aufhalten und agieren konnten.

Der Killer schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser begossen.

Seine Waffe hielt er in der Rechten. Wie ein dünner Dorn ragte die Klinge aus der Faust.

Auch Tom Crispin hatte den Würfel inzwischen verlassen. Er traute sich nicht vorzugehen. An den Quader gelehnt, blieb er stehen. Seine kleinen Hände waren geballt.

Auch ich hatte meinen Schwindel mittlerweile überwunden. Über uns klatschte Samaran in die Hände. Das dabei entstehende Geräusch dröhnte in unseren Ohren, und sogar der Luftzug streifte uns. »So, Freunde, ihr könnt anfangen. Kämpft um eure Chance…«

Es war kaum zu glauben! Auf Zwerggröße geschrumpft, stand ich meinem ebenfalls kleinen Gegner gegenüber. Was wir bei uns trugen, war ebenfalls verkleinert, aber ebenso gefährlich, als hätte es die normale Größe.

Es blieb demnach alles gleich. Nur die Größenverhältnisse hatten sich verändert.

Guy kam. Er ging einige Schritte vor, bewegte sich dabei tänzelnd, und seine Hand zuckte vor und zurück. Das Messer war für mich noch nicht gefährlich, es sei denn, er würde es schleudern.

Daran konnte ich nicht glauben, weil er seine Waffe bestimmt nicht freiwillig aus der Hand geben würde.

Ich dachte daran, die Beretta zu ziehen und mit einem Schuß alles zu

klären. Irgendwie gefiel mir dies trotzdem nicht. Nur im Notfall wollte ich zu diesem Mittel greifen.

Guy war schnell. Mit tänzerisch anmutenden Bewegungen geriet er in meine Nähe, wobei sein Arm jetzt Wellenlinien beschrieb und ich nicht wußte, ob er den letzten Stoß von oben oder unten ansetzen wollte. Deshalb war ich so auf der Hut.

»Vorsicht, Sinclair!« Der Polizist hatte es mir zugerufen, denn er fieberte mit. An seine eigene Wunde im Gesicht dachte er nicht mehr. Es hätte seiner Warnung nicht bedurft, auch so war ich voll und ganz auf den Gegner konzentriert.

Ich sprang ihn an.

Es war ein gewaltiger Sprung, der mich mitten in seinen Angriff hineinkatapultierte. Nur kam ich mit den Füßen zuerst, das erschien mir sicherer, und es mußte auch ihn ein wenig aus dem Konzept bringen, wie ich sehr hoffte.

Tatsächlich geschah dies. Mit meiner Attacke hatte er nicht gerechnet. Im ersten Augenblick zuckte er zur Seite, das Messer verfehlte mich, ich spürte es wohl am Hosenbein, dann hatte ich es geschafft und war bei ihm durch.

Der Tritt schleuderte ihn zurück. Neben dem Würfel fiel er zu Boden und überschlug sich.

Ich jagte ihm schon nach.

Crispin fummelte an seiner Pistolentasche herum, aber die Waffe hatte er nicht mehr. Sie war ihm schon draußen abgenommen worden.

»Weg!« brüllte ich ihn an, denn er machte mir den Eindruck, als wollte er eingreifen.

Tom zuckte auch zurück.

Ich war bei Guy, als dieser versuchte, wieder auf die Füße zu kommen. Mit einem Hechtsprung landete ich den großen Treffer und drückte ihn wieder zurück.

Er brach unter mir zusammen, machte sofort einen Buckel, so daß ich diese Lage nicht mehr halten konnte und zur Seite rutschte. Diesmal hatte ich das Nachsehen.

Zur gleichen Zeit standen wir wieder.

Ich schaute in ein haßentstelltes Gesicht und sah den blitzenden Stahl, der in einem halbkreisförmigen Bogen in meine Richtung raste und mich in Höhe des Halses erwischt hätte.

Ich tauchte im rechten Moment weg und drückte mich zur Seite, so daß die Klinge vorbeihuschte. Der Wutschrei des Messerhelden wurde von Samarans Lachen übertönt. Ihm bereitete dieser Kampf ein diebisches Vergnügen. Mir allerdings weniger.

Guy wollte nicht noch einmal in meine Konter laufen, aus diesem Grunde bewegte er sich auch zurück. Mit zwei, drei Sprüngen schaffte

er die Entfernung und geriet dabei nahe an die beiden Gläser heran, die für mich zu einer tödlichen Falle werden sollten.

Die Röhren standen in Holzgestellen. Sie zitterten ein wenig, als sie berührt wurden, und Guy hatte auch Mühe, sich wieder zu fangen.

Ich war ebenfalls schnell. Als sein Messerarm vorschoß, hatte ich mich darauf vorbereiten können. Geschickt drehte ich ab und ließ die Handkante nach unten sausen. Ich erwischte zwar nicht die Stelle, die ich mir ausgesucht hatte, aber irgendwo auf der Hälfte des Arms wurde er doch getroffen und paralysiert.

Plötzlich wurde er blaß, fing an zu fluchen und versuchte mit Gewalt seine Messerhand so zu drehen, daß die Spitze auf mich zeigte.

»In den Magen stoße ich sie dir!« flüsterte er. »Verdammt noch mal, in den Magen!«

Ich schlug zu.

Da er seine Faust freiwillig nicht hatte öffnen wollen, mußte ich eben nachhelfen. Die Waffe rutschte ihm aus den Fingern und blieb am Boden liegen, wo ich sie an mich nahm.

»Ja los!« schrie mir Guy entgegen. »Mach schon! Stich mich ab! Du hast die Chance!«

Ich schüttelte den Kopf. »Weshalb denn? Weshalb soll ich dich töten? Mir steht der Sinn nicht danach!«

Er atmete schwer. Seine Augen waren blutunterlaufen. Die rechte Hand würde er vorerst nicht gebrauchen können, dafür versuchte er es mit der linken. Er öffnete und schloß sie. Als er merkte, daß alles klar war, leuchtete es in seinen Augen.

Für mich stand fest, daß er einen zweiten Angriff versuchen würde. Dagegen hatte Akim Samaran etwas.

Seine Stimme erklang wie ein dumpfes Gewittergrollen über unseren Köpfen.

»Du hast verloren, Guy! Einfach verloren…«

Der Messerheld wollte es nicht wahrhaben. Er kannte sein Schicksal ja, es war ihm vorgegeben worden. »Nein, verdammt, nein und nochmals nein! Ich bin noch nicht raus. Ich habe noch…«

»Doch, du bist raus!«

Völlig kalt und ohne Gefühl klang die Stimme meines Feindes. Es blieb nicht nur bei den Worten, denn Akim Samaran wollte ein Exempel statuieren und griff zu.

Seine Hand senkte sich. Sie war ausgebreitet und kam mir vor wie eine gewaltige Wand, die immer tiefer glitt. Auch Guy erkannte, daß sie ihn zu zerquetschen drohte.

Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, schaute in die Höhe undschüttelte sich. »Nein, verdammt!« keuchte er. »Das kannst du doch nicht machen, Akim…«

»Und ob ich das machen kann!« Flüsternd gab Samaran die Antwort.

Guy wollte es noch immer nicht glauben. Er mußte etwas tun, warf mir einen hilfesuchenden Blick zu und wollte sich dann hinter dem Holzgestell verkriechen.

Ich konnte den Blick nicht vergessen. Guy hatte mich angegriffen, mich auch umbringen wollen, doch in diesem Moment war er nur noch ein Mensch, der Angst hatte und Hilfe brauchte.

Wenn ich ihm zur Seite stand, war das für mich keinesfalls vorteilhaft, aber ich konnte einfach nicht anders und warf meine Bedenken kurzerhand über Bord.

Bei normaler Größe wäre es für mich kein Problem gewesen, mit Akim Samaran fertigzuwerden. Als Zwerg war ich so gut wie chancenlos. Aber ich besaß ein Messer und noch eine andere Waffe.

Zuerst schleuderte ich die Klinge.

Samaran stand günstig. Er hatte sich etwas vorgebeugt und seinen rechten Arm ausgestreckt. Die Finger wollten in den Raum zwischen den beiden Gläsern greifen, um Guy zu packen, da traf ihn das Messer.

Die rechte Wange hatte frei vor mir gelegen und sich als Ziel angeboten. In das Fleisch hinein jagte die Klinge.

Ich schaute genau zu, wie sie einschlug, auch steckenblieb und noch nachzitterte. Wie weit sie im Fleisch verschwunden war, konnte ich nicht sehen, da ich mit einer wilden Reaktion Samarans rechnete und auch rasch zurücksprang, um irgendwo Deckung zu finden.

Samaran wurde wütend.

Sein Schrei ließ mich zittern. Die rechte Hand, die Guy hatte greifen wollen, fuhr hoch zur Wange und zog die Klinge wieder hervor. Ihr folgten einige Tropfen Blut, die in langen Streifen nach unten rannen.

Dann fuhr er herum.

Und mit ihm der Arm.

Es war ein Schlag, und der drehte seine Hand, so daß die Fläche nach unten wies. Wenn ich jetzt nicht superschnell war, würde er mich mit einem Schlag seiner flachen Hand auf dem Tisch zerquetschen.

Es gab nur noch eine Chance.

Springen!

Plötzlich stand ich dicht an der Kante und stieß mich ab. Ein Tisch kann verflucht hoch sein, wenn man so klein ist wie ich. Im ersten Moment hatte ich das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen. Der Boden kam so schnell auf mich zu, ich hatte noch die Arme ausgebreitet und prallte im nächsten Moment auf.

Über mir hörte ich ein Klatschen, als die Handfläche die leere Tischplatte traf.

Der Raum war groß. Er bot Verstecke, aber die mußte ich erst erreichen. Wenn ich vielleicht zwanzig Schritte zurücklegte, konnte Samaran die Entfernung mit einem überbrücken.

Das war mein Nachteil, den ich auch durch Schnelligkeit nicht mehr

egalisieren konnte.

Samaran war einfach zu flink, und er ließ mich in die Falle laufen.

Ich hatte mir eine Ecke des Wohnmobils ausgesucht, um mich dort zu verstecken, als plötzlich der hohe Schatten oder die Mauer direkt vor mir erschien.

Es war keines von beiden, sondern ein hochkant gestellter Fuß.

Und der brauchte nur nach vorn gedrückt zu werden, um mich zu zertreten…

»Nein, nicht!«

Es war mein Vater, der geschrien hatte und im nächsten Augenblick von Hackett hart attackiert wurde, so daß sein Schrei erstickte.

Ich blieb stehen.

Dabei ging ich einfach meinem Gefühl nach, denn der nächste Schritt hätte mir sicherlich den Tod gebracht.

»So ist es auch besser!« vernahm ich die böse klingende Stimme meines Feindes.

Er drehte auch seinen Fuß nicht zur Seite, als er sich bückte und seine Hand in meine Nähe brachte. Zwischen zwei Finger nahm er mich und hob mich dicht vor sein Gesicht. »Nein, Sinclair, nein! So haben wir nicht gewettet, wir nicht. Du wolltest mich reinlegen, aber mich kann man nicht schaffen, das solltest du doch wissen!«

Ich starrte ihn nur an.

Er grinste breit, bevor er seine linke Hand langsam in die Höhe hob und mir zeigte, daß er auf der ganzen Linie gewonnen hatte, denn zwischen den anderen Fingern steckte Guy, der Messerheld.

Er zappelte mit den Beinen. »Wenn ich einmal einen Plan gefaßt habe, führe ich ihn auch durch. Habt ihr verstanden?«

Ohne unsere Antworten abzuwarten, drehte er sich herum. Er brauchte nur einen halben Schritt zu gehen, um den Tisch wieder zu erreichen. Mich setzte er ab, Guy hielt er fest.

Und der schrie. »Nein, bitte, das kannst du doch nicht machen, Samaran! Wir haben dir doch immer treu und brav zur Seite gestanden. Nimm ihn, nicht mich!«

»Du hast aber verloren!« Samaran sprach die Worte langsam und genußvoll aus.

»Ich kann es noch einmal…«

»Nichts da.«

Ich blickte in die Höhe und bekam mit, wie brutal dieser Akim Samaran handelte. Er löste sein Versprechen gnadenlos ein, brachte seine linke Hand dicht über die Öffnung des ersten Reagenzglases, wartete noch einen Moment und ließ ihn los.

Er schrie noch.

Der Schrei hallte nur mehr für eine kurze Zeitspanne durch die Luft und riß ab, als Guy in die blauweiße Flüssigkeit tauchte…

***

Auf Sukos Handflächen lagen die beiden Köpfe, und der Eiserne Engel schaute ihm über die Schulter zu.

Bill und die beiden Frauen saßen ihm gegenüber, ebenso wie Mary Sinclair, die von den jüngeren in die Mitte genommen war und einen völlig verschüchterten Eindruck machte.

Durch die Magie des Eisernen war es ihnen gelungen, eine Zeitbrücke zu schlagen und bis nach Lauder zu gelangen, wo sie natürlich sofort die Sinclairs aufgesucht hatten und erfuhren, was sich hier abgespielt hatte.

Mary Sinclair konnte es kaum fassen, daß John sich in der Nähe befinden sollte, aber die anderen hatten dies mit einem so großen Ernst behauptet, daß sie sich schließlich überzeugen ließ.

Jetzt mußten sie beide finden. John Sinclair und seinen Vater. Und alle glaubten, daß ihr Verschwinden in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Nur, was sollten die Köpfe bedeuten?

»Und die hat man Ihnen geschickt, Mrs. Sinclair?« erkundigte sich der Chinese.

»Ja, an diesem Abend.«

»Können Sie sich einen Grund vorstellen, daß die Köpfe ausgerechnet Ihr und das Gesicht Ihres Mannes zeigen?«

»Nein, Suko, das kann ich beim besten Willen nicht.«

»Die Polizisten auch nicht?« Bill hatte gefragt.

»Mit Sergeant McDuff habe ich darüber nicht gesprochen. War vielleicht ein Fehler.«

»Ja, möglich. Was meinst du, Suko?«

Der Inspektor hob nur die Schultern. Er konnte sich ebensowenig einen Reim auf dieses makabre Präsent machen.

»Wie lange suchen die Leute schon?« fragte er.

»Über zwei Stunden.«

»Und sie haben weder John noch den Würfel gefunden?«

»So ist es!«

Suko wandte sich an Bill Conolly. »Die Polizei kennt sich hier besser aus als wir. Uns bleiben wohl nicht mehr viele Chancen.«

»Es sei denn, die magischen. Was meinst du, Eiserner?« Der Reporter hatte sich an den Engel gewandt.

Die zum Leben erweckte Mythengestalt aus dem alten Atlantis hob die breiten Schultern. »Ich weiß, worauf ihr hinauswollt, aber auch ich finde keine Spur.«

»Versuch es mit telepathischer Suche!«

»Das habe ich schon.«

Bill winkte ab. »Okay, dann brauchst du uns nichts weiter zu sagen.«

Das Telefon meldete sich und unterbrach ihre Diskussion.

Automatisch schauten sie sich gegenseitig an. »Ob er das ist?« fragte Mary Sinclair flüsternd und wischte mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn.

»Kann schon sein.« Suko nickte ihr zu. »Bitte, nehmen Sie ab!«

»Ja, ja, natürlich.« Sie stand schon auf und drängte sich an den anderen vorbei. Ihre Stimme klang zittrig, als sie sich meldete, zuhörte und sagte: »Ach, Sie sind es Konstabler. Nein, der Sergeant hat sich bei mir nicht gemeldet. Wieso? Ist denn etwas passiert?« Sie hörte weiter zu und meinte nach einer Weile: »Das ist ja seltsam.«

Wieder wartete sie ab. »Nein, Konstabler, Sie nicht. Ich gebe Ihnen jemand, der kompetenter ist. Inspektor Suko von Scotland Yard. Moment.«

Suko war schon aufgestanden. In Mary Sinclairs Gesicht konnte er nichts ablesen, aber er hörte sehr genau zu, was ihm der Konstabler sagte, und er ließ sich eine Ortsbeschreibung geben.

Als er auflegte, spürte er die Nässe auf seiner Handfläche. Im Umdrehen sagte er: »Ich glaube, wir haben eine Spur.«

»Wieso?« Bill sprang schon auf.

»Dieser Sergeant McDuff hat sich vor einer gewissen Weile abgemeldet, nachdem er und sein Kollege einen Hohlweg durchsuchenwollten. Er hat sich aber nicht wieder gemeldet und befindet sich auch nicht in seinem Wagen. Wir könnten also davon ausgehen, daß er etwas gefunden hat.«

»Und wo ist das?«

»Das kann ich Ihnen erklären!« mischte sich Mary Sinclair ein.

Plötzlich waren ihre Sorgen vergessen. Sie fieberte, holte einen Zettel, auch einen Schreiber und begann damit, die Strecke aufzuzeichnen.

»Ist es sehr weit?«

»Nein, wenn Sie über den Hang gehen, nicht.«

»Dann los!« sagte Bill.

Die Frauen wollten mit, aber dagegen hatten die Männer etwas.

»Ihr gebt auf Mrs. Sinclair acht«, sagte Bill. »Alles andere erledigen wir.«

Damit fanden sich Sheila und Shao ab.

Mary Sinclair ging noch mit bis zur Haustür. »Tut euer Bestes!« flüsterte sie. »Bitte, holt sie da raus! Und zwar alle!«

»Das versprechen wir«, sagte der Eiserne Engel und verließ als erster das Haus…

***

Ich stand auf dem Tisch vor den beiden Gläsern und schaute, mit einem verzweifelten Ausdruck in den Augen, in die Höhe. So hilflos war ich, denn ich konnte nicht eingreifen und den verdammten

Vorgang stoppen.

Für einen Moment hatte sich der Messerheld noch an der Oberfläche halten können, dann zog ihn die schwere Flüssigkeit nach unten in die Tiefe.

Ich warf einen kurzen Blick nach links. Zum Glück stand ich so günstig, daß ich an Samaran vorbeiblicken und auf die anderen Personen schauen konnte.

Mein Vater und Sergeant McDuff standen zusammen. Beide wurden sie von der Waffe bedroht, und beide waren sie grau im Gesicht geworden. Der Schrecken stand wie eingemeißelt in ihren Zügen zu lesen. McDuff stand auf dem Fleck und zitterte vor Wut.

Diese verdammte Hilflosigkeit machte ihn ebenso fertig wie mich.

»Schau hin, Geisterjäger, schau hin!« vernahm ich Samarans höhnische Stimme, »damit du genau siehst, was alles passiert, denn das gleiche wird auch dir widerfahren.«

Ich verzichtete auf eine Antwort, tat jedoch, was er mir sagte.

Sonst hätte er mich sicherlich dazu gezwungen.

Guy kämpfte und sank.

Normalerweise hätte er ertrinken müssen, denn sein Mund stand offen, aber Samaran hatte uns etwas über die teuflische Wirkung dieser Flüssigkeit berichtet und dabei nicht gelogen.

Guy wurde vernichtet.

Bei den Beinen fing es an. Wir sahen zu, wie immer mehr seiner Kleidung weggeschwemmt wurde und sich auflöste. Auch die Haut verschonte die Flüssigkeit nicht, ebenso die Knochen, und ich sah mit Schrecken, wie ein beinloser Körper innerhalb der Röhre trieb.

Ich wollte die Augen schließen, schaffte es leider nicht. Dafür blickte ich schräg in die Höhe auf diesen Menschen, der sich Akim Samaran nannte und von den Vorgängen fasziniert war. Seine Augen leuchteten, die Lippen zuckten, er befand sich in seinem Element und rieb sogar die Handflächen gegeneinander, so daß schabende Geräusche entstanden, die mir eine Gänsehaut über den Rücken trieben.

Wie konnte dieser Vorgang einem Menschen nur einen so großen Spaß bereiten? Das begriff ich nicht. Wahrscheinlich mußte man schon pervers sein, um so etwas begreifen zu können. Ich jedenfalls war es nicht.

Neben mir spürte ich eine Bewegung. Mein Leidensgenosse kam.

Der junge Polizist zitterte wie das berühmte Espenlaub.

»Ist es denn wahr?« hauchte er. »Darf es denn wahr sein…?« In seinen Augen standen Tränen, auch die Wangen zeigten feuchte Spuren.

»Leider«, erwiderte ich.

»Haben wir noch eine Chance?«

Ich hob die Schultern. »Denken Sie immer daran, mein Lieber, daß wir noch leben.«

»Als Zwerge?«

Da hatte er recht. Aber ich gehörte zu den Menschen, die bis zum letzten Augenblick die Hoffnung behielten. Man hatte mich in einen Zwerg verwandelt. Meiner Ansicht nach mußte es dann auch eine Rückkehr geben, und danach wollte ich suchen.

So seltsam es sich anhörte, ich traute in diesem Fall dem Würfel einiges zu. Wenn es eine Chance gab, dann durch ihn. Er mußte es einfach schaffen, falls er nicht mehr von den Kräften des Spuks beherrscht wurde. Und das war eben das große Problem.

»Schau weiter hin, Sinclair!« hörte ich Samaran. »Gleich bist du an der Reihe!«

Ich hob den Kopf. Von Guy, dem Messerhelden, war nicht mehr viel zurückgeblieben. Diese teuflische Flüssigkeit, deren Zusammensetzung ich nicht kannte, die mich aber an den Todesnebel erinnerte, hatte bereits einen Teil seiner Arme ebenso verschwinden lassen wie Partien seines Unterkörpers. Nur noch den Kopf und die Brust sah ich von ihm.

Und der Kopf sollte bleiben!

Blieb er wirklich?

Jedenfalls lebte er. Die Augen des Mannes bewegten sich. Durch die Flüssigkeit wirkte alles verzerrt, als würde ich durch eine Linse oder ein dickes Glas schauen, aber es waren noch die gleichen Gesichtszüge, wie ich sie kannte.

Sagenhaft…

»Es geht weiter!« flüsterte Samaran. »Es geht immer weiter. Du wirst es sehen, Sinclair. Nur mehr der Kopf bleibt zurück, nur mehr der Kopf.«

Er hatte recht.

Die Arme verschwanden völlig, der Brustkasten löste sich auf, bis zum Hals wütete sich die verdammte Flüssigkeit durch, und sie schaffte auch den Rest.

Blieb der Kopf?

Ja, er blieb.

Ich erinnerte mich daran, was mir Akim Samaran gesagt hatte. Er würde hochsteigen wie ein Korken und dann an der Oberfläche schwimmen. Das geschah auch.

Langsam stieg er in die Höhe. Dabei drehte er sich noch ein paarmal um sich selbst, so daß ich hin und wieder auch auf seinen hinteren Teil schauen konnte.

Wie lange würde er so noch existieren oder leben können?

In einer etwas schrägen Lage trieb sein Kopf der Oberfläche entgegen, durchbrach sie, und der Schädel blieb in dieser schrägen

Haltung schwimmend liegen, wobei der Mund offenstand.

Samaran mußte meine Gedanken vorhin erraten haben, denn er meinte: »Er wird leben, Sinclair. Er wird so lange leben, wie er mit dieser Flüssigkeit Kontakt hat, verstehst du? So lange wird er leben. Er braucht sie, diese Flüssigkeit nährt ihn. Wenn ich sie ihm entziehe, wird er eingehen.«

Kalt gesprochene Worte, die mich nicht mehr schocken konnten, weil ich einfach schon zu viel Grausames erlebt hatte.

Der Mann neben mir reagierte anders. Er war ein noch junger Polizist. Bei dem Grauen, das über ihn wie ein Sturmwind hereingebrochen war, drehte er fast durch. Seine Stimme überschlug sich, als er Samaran beschimpfte. Der hörte so lange zu, bis er es leid war und Tom Crispin mit dem Schlag seines rechten Handrückens kurzerhand zur Seite fegte.

Crispin fiel auf den Tisch, rollte zur Seite und blieb in einer Ecke liegen.

Akim Samaran drehte den Kopf, so daß er mich direkt anschauen konnte. »Und nun zu dir, Sinclair. Du hast gesehen, was geschieht, und ich freue mich darauf, wenn ich erkennen kann, wie dein Kopf in der zweiten Röhre liegenbleibt.«

Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er schon Zugriff. Ich schaffte es auch nicht, seinen zuschnappenden Fingern zu entgehen, so schnell war er.

Plötzlich klemmte ich zwischen seinem rechten Zeigefinger und dem Daumen. Er starrte mich dabei an, denn er hatte mich so gedreht, daß er in mein Gesicht schauen konnte.

»Ha, ha…« Sein Lachen schallte in mein Gesicht. »Das wird ein Spaß!« keuchte er. »Das wird ein …«

Im gleichen Augenblick fiel ein Schuß. Das ploppende Geräusch riß dem anderen das Wort von den Lippen und erschreckte auch mich.

Samaran fuhr herum. Da er mich nicht losgelassen hatte, machte ich diese Bewegung zwangsläufig mit und sah, was geschehen war.

McDuff hatte das Grauen nicht länger ansehen können und auf eine angeblich günstige Gelegenheit gewartet.

Aber er hatte Hackett unterschätzt. Dieser Killertyp war brutal bis in den letzten Zehennagel.

Er hatte geschossen.

McDuff hing an ihm. An Hacketts Schulter klammerte er sich fest, während sein Gesicht durch den Schmerz grausam verzerrt war und nur noch eine Maske bildete.

Er ächzte.

»Laß mich los, du verfluchter Bulle!« keuchte er und begann plötzlich zu lachen.

Mein Vater stand da und zitterte vor Wut. Auch er schaute zu, wie

der Sergeant immer weiter in die Knie brach und sich nicht mehr länger halten konnte, trotz Stütze.

Erst jetzt sah ich das Blut.

Aus einer Wunde im Oberschenkel drang es, schon fast an der Hüfte. Dort also hatte ihn die Kugel erwischt. Ich hoffte, daß es nicht lebensgefährlich war. Wenn die andere Seite gewann, würde sie keine Zeugen hinterlassen.

McDuff fiel schwer zu Boden. Auf der Stelle blieb er liegen. Das verletzte rechte Bein hatte er angezogen und beide Hände auf die Schußwunde gepreßt.

Er wollte zwar seinen Schmerzen keinen freien Lauf lassen, dennoch konnte er das Stöhnen nicht verhindern, das abgehackt über seine blassen Lippen drang.

Hackett fing an, hoch und schrill zu lachen, bevor er sagte: »Stellt euch vor, er wollte mich killen, dieser Hund. Angreifen oder…«

»Nein, Sie Bestie!« mischte sich mein Vater ein. »Er wollte Sie nicht töten. Er hat sich nur bewegt.«

»Genau, alter Mann, genau. Aber er hat sich falsch bewegt. Und was mischt du dich überhaupt ein!« Der Mann hob seinen Revolver.

Er zielte auf meinen Vater. »Willst du auch eine Kugel?«

»Reiß dich zusammen, Hackett!« fuhr Samaran seinen Helfer an.

»Dieser Sinclair soll erleben, wie sich sein Sohn auflöst. Danach kannst du machen, was du willst.«

»Ha, das werde ich.«

Samaran hob den Arm. Er wollte mich bereits in die genaue Richtung bringen.

Ich lag dabei auf dem Rücken, hatte den Kopf gedreht und konnte einen Blick meines Vaters auffangen.

Horace F. Sinclair starrte mich aus brennenden Augen an. Um seinen Mundwinkel zuckte es. Er wäre mir so gern zu Hilfe geeilt, doch eine Revolvermündung, die ihn wie ein dunkles drohendes Auge anstarrte, hinderte ihn daran.

»Dad, bleib da!« rief ich. »Mach keinen Unsinn. Du… du wirst es schaffen. Davon bin ich überzeugt …«

Mein Vater schüttelte den Kopf. Diesen Gesichtsausdruck kannte ich. So hatte er mich auch angeschaut, als mir Samaran die Henkersmahlzeit serviert hatte. Er wollte mir noch etwas sagen und öffnete auch den Mund. Die Kehle aber war zu. Kein vernünftiges Wort kam mehr über seine Lippen, nur ein Krächzen.

»Es gibt keine Chance mehr, Sinclair! Schau ihn dir genau an. Nur der Kopf ist von ihm geblieben. Wie ich es dir schon sagte. Und ich halte meine Versprechen…«

In der Tat schwamm der Schädel auch weiterhin auf der Oberfläche. Der Mund stand noch immer offen. Er kam mir vor wie das Maul eines

Fisches, der nach Luft ringt.
So würde es auch mir ergehen.
Und Samaran bewegte seinen rechten Arm. Er besaß noch die Nerven, dies langsam zu tun, denn er wollte meine Qualen noch vergrößern. Auch behielt er mich zwischen beiden Fingern, und schon sehr bald schwebte ich über dem ersten Gefäß, so daß ich direkt in das Gesicht des Mannes namens Guy schauen konnte.
Er hatte die Augen weit geöffnet. Sein Blick mußte mich ebenfalls treffen. Ob er mich allerdings erkannte, wußte ich nicht, und die Hand führte mich auch weiter.
»Verdammt!«
Es war Hacketts Stimme, die die Stille unterbrach. Und sie hatte sich gehetzt angehört.
»Was ist los?« Sofort reagierte Samaran. Seine rechte Hand kam zwischen den beiden Gefäßen zur Ruhe.
»Ich glaube, da war etwas!«
»Wo?«
»Draußen…«
Die beiden unterhielten sich weiter. Ich achtete nicht auf sie, sondern überlegte, wie ich freikam. Ich klemmte zwar zwischen den Fingern, aber ich besaß trotzdem eine gewisse Bewegungsfreiheit, da ich den rechten Arm anwinkeln und unter meine Jacke schieben konnte, wo auch die Beretta steckte.
Sie zog ich hervor.
Samaran merkte nichts.
Okay, das Messer hatte ihn nur leicht anritzen können. Mit der Kugel würde das gleiche geschehen. Da er zudem kein reinblütiger Dämon war, konnte ihn das Silber auch nicht vernichten. Möglicherweise gelang es mir, ihn zu irritieren.
Ich schoß.
Und ich traf. Dabei hatte ich die Waffe so gedreht, daß die Kugel in seinen Handballen dringen mußte.
Ein feiner, stechender Schmerz mußte ihn durchzucken, denn er schrie wütend, und in einem Reflex öffnete er den Griff.
Ich fiel!
Und plötzlich hatte ich schreckliche Angst, genau in das Reagenzglas zu fallen…

***

Die drei Freunde hatten die Straße erreicht und damit auch den abgestellten Polizeiwagen. Sie schauten ihn sich an, blickten hinein, sahen ihn verlassen und wußten Bescheid.
Suko deutete auf den Beginn des Hohlwegs. »Da müssen sie verschwunden sein!«

Obwohl sie es eilig hatten, bewegten sie sich sehr vorsichtig.

Nichts sollte sie zu früh verraten. Der Eiserne hatte sein mächtiges Schwert gezogen. Wenn er damit aufzuräumen begann, blieb kein Auge trocken, wie Bill zuvor gesagt hatte.

Suko verließ sich auf die Dämonenpeitsche und die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Bill nur auf seine Waffe.

Der Eiserne ging vor. Seine Blicke durchforschten den ziemlich engen Hohlweg. Er sah an den beiden Seiten die Spalten und Risse, die Einkerbungen und Vorsprünge, so daß sich schon kleine Nischen bilden konnten, die aber leer oder höchstens durch Schatten gefüllt waren.

Es dauerte nicht lange, da entdeckten sie den Wagen. Ein Wohnmobil, es stand auf einer kleinen freien Insel am Ende des Hohlwegs.

»Ein Wohnmobil!« flüsterte Bill.

»Und sogar bewohnt«, gab Suko seinen Senf leise hinzu, als er nach vorn deutete. »Hinter den Fenstern schimmert Licht.«

Die drei blieben noch in Deckung. Sie wollten keinesfalls zu früh gesehen werden und durchforschten das freie Stück vor dem Wohnwagen. Da hielt sich niemand versteckt. Er hätte es auch kaum geschafft, da es keine Deckungen gab.

»Ich gehe vor«, sagte Suko leise, »und versuche, durch das Fenster zu schauen.«

»Okay.«

Suko bewegte sich lautlos wie ein Apache, und seine Gestalt verschmolz schließlich mit einer dunklen Seite des Wohnmobils.

Er winkte noch. Wenn man scharf hinschaute, waren seine Bewegungen zu erkennen.

»Scheint alles in Ordnung zu sein«, sagte Bill. »Sollen wir auch hingehen?«

Der Eiserne war einverstanden. Als die beiden neben Suko standen, schüttelte dieser den Kopf. »Es ist verdammt schwierig, etwas zu sehen. Die Vorhänge sind dicht.«

»Kannst du was hören?« fragte Bill.

»Ja, Stimmen, aber nichts verstehen!«

»Wir müssen rein. So oder so!« Der Reporter löste sich von den anderen und schritt dorthin, wo sich der Einstieg befand. Das war am Heck des Wagens.

»Da ist abgeschlossen«, flüsterte Suko, den ebenfalls nichts mehr gehalten hatte.

Bill wollte es trotzdem versuchen. Er stand da wie unter Strom, war ein wenig hektisch und machte einen Fehler. Die schmale, sich an die Tür anschließende Treppe hatte er zwar nicht übersehen, er verschätzte sich aber in der Dunkelheit mit der Stufenhöhe, stolperte

und schlug mit dem Knie gegen die Tür.
Ein dumpfer Laut entstand.
Sofort zuckte Bill zurück, schaute die anderen an und sah das Nicken des Engels.
Es redete jedoch Suko. »Ich glaube, jetzt ist es Zeit für uns!« erklärte er…

***

Die Kugel hatte Samaran erwischt, und in einem Reflex hatte er die Finger geöffnet.
Um Sinclair kümmerte er sich in diesem Augenblick nicht, denn die Warnungen Hacketts mußten ernst genommen werden.
»Dann sieh nach!«
Hackett hob die Schultern. »Okay, das muß ich auch. Aber diesmal werde ich sofort schießen.«
»Deine Sache.« Auch Samaran wollte wissen, was draußen vor dem Wagen geschehen war, und er verfolgte den Weg seines Helfers mit starren Blicken.
Hackett schob sich durch den Wagen. Der Ausgang lag am Heck.
Der Mann bewegte sich vorsichtig, nur die Lederkleidung knarrte, wenn er Arme und Beine bewegte.
Hackett erreichte die Tür.
Akim Samaran stand steif wie eine Statue. Er schien einer mächtigen Musik zu lauschen, die aus irgendwelchen Fernen, nur für seine Ohren hörbar, erklang.
»Mach schon!« zischte er, weil die Spannung immer drückender wurde.
Hackett riß die Tür auf und starrte auf den Eisernen Engel!

***

Ich fiel!
Jetzt, genau jetzt mußte ich in die Flüssigkeit hineintauchen wie ein poröser Stein, der mich dem Grund des Reagenzglases entgegentrieb.
Und ich spürte den Widerstand. Er schlug gegen meinen Rücken, aber ich wußte sofort, daß es sich nicht um diese träge, in der Röhre schwimmende Flüssigkeit handelte.
Es war ein harter Widerstand – eine Kante!
Die Glaskante!
Und jetzt mußte ich unwahrscheinliches Glück haben. Sowohl nach vorn in das Glas als auch nach hinten konnte ich fallen.
Ich verlagerte mein Gewicht, alles geschah innerhalb weniger Sekunden, und ich rutschte nach unten. Zweimal schlug ich gegen den äußeren Glasrand, dann wurde ich gewissermaßen abgetrieben und landete im nächsten Moment rücklings hart auf dem hölzernen Gestell.

Im Rücken und im Kopf spürte ich Schmerzen, bekam kaum Luft, aber ich lebte. Plötzlich griffen zwei Hände zu.

Diesmal waren es kleine Hände, die sich unter meine Achselhöhlen schoben. Tom Crispin war mir zu Hilfe geeilt und zog mich hastig zur Seite.

»Okay, okay«, sagte er und verstummte. Auch ich redete nicht mehr, denn das Innere des Wohnwagens verwandelte sich von einem Augenblick zum anderen in eine wahre Hölle.

Ich vernahm einen dumpfen Schuß, dann einen Schrei, Fluchen, etwas kippte um, Holz und Metall rissen mit kreischenden Geräuschen, der Tisch wackelte, und wir beide bekamen dennoch um unser Leben Angst.

Das mußten wir auch haben, denn Akim Samaran, dieser Teufel, gab einfach nicht auf. Selbst in diesem Durcheinander behielt er noch die Nerven.

Der Schatten seines Körpers fiel über uns, nahm uns die Sicht, und seine verdammten Hände fanden uns mit einer nahezu tödlichen Sicherheit.

Obwohl er verletzt war, umklammerte er uns mit mörderischer Kraft. Wieder schauten nur unsere Köpfe aus seinen Händen, und ich sah plötzlich die Klinge eines gewaltigen Schwertes über dem Rücken des Mannes schweben.

»Jaaaa!« schrie Samaran. »Schlag nur zu. Schlag nur zu, dann werde ich sie zerquetschen…«

Der Eiserne Engel hatte mit einer ähnlichen Situation gerechnet.

Aus diesem Grunde war er auch nicht so überrascht, als ihm plötzlich ein Fremder gegenüberstand.

Dafür der andere.

Hackett sah die gebückte Gestalt und glaubte, von der Realität in irgendeinen fernen Film getreten zu sein, denn dieser Typ vor ihm war kein normaler Mensch.

Eine Sekunde benötigte er, um seine Überraschung zu überwinden. Dann hob er die Waffe und schoß.

Er hatte auf die Brust dieser Gestalt gezielt, weil er mit einem Treffer alles klarmachen wollte, und er hatte auch voll ins Zentrum getroffen, aber das Geschoß tat dem anderen nichts. Es prallte ab, wobei Hackett noch Glück hatte, von dem Querschläger nicht erwischt zu werden.

Zu einem zweiten Schuß ließ ihn der Eiserne nicht kommen.

Dessen plötzlicher Schlag fegte Hackett zurück in das Wohnmobil hinein, wo er durch den schmalen Gang stolperte und gegen den vorderen Bettenaufbau krachte.

Er bekam noch mit, wie sich Akim Samaran plötzlich hastig und schnell bewegte, hob wieder den Arm denn hinter der ersten Gestalt waren noch zwei weitere erschienen.

Die sahen aus wie normale Menschen.
»Mein Gott, Suko, Bill!« schrie Horace F. Sinclair. Er schüttelte den Kopf, weil er es einfach nicht fassen konnte, aber wußte, daß sich die Chancen jetzt vergrößert hatten.
Hackett gab nicht auf.
Er richtete seine Waffe auf den Anwalt und wollte ihn als ersten erschießen.
Sinclair hätte keine Chance gehabt, aber der Eiserne war schneller, und sein Schwert.
Hacketts Schrei war fürchterlich. Er sah das Blut auf seiner rechten Hand, an seinen Armen ebenfalls und entdeckte es auch auf der Schwertklinge, die der Engel wieder zurückgezogen hatte.
Er stand da wie ein Rächer aus einer anderen Welt. Suko und Bill verteilten sich. Ein jeder von ihnen schnappte sich einen Mann. Suko faßte Horace F. Sinclair unter, während sich Bill Conolly um den verwundeten Polizisten kümmerte und dabei seine liebe Müh und Not mit dem schweren Mann hatte.
Hackett war zusammengebrochen und auf den Rücken gefallen.
Die Beine hatte er angezogen, mit der linken Hand hielt er die verletzte Faust. Sein Revolver lag irgendwo.
Alles Zeichen, die dem Engel bewiesen, daß er sich um diesen Typ nicht zu kümmern brauchte.
Dafür gab es noch einen anderen.
Und das war Akim Samaran!
Dieser verfluchte Kerl hatte die Gunst der Stunde erkannt und sich wieder voll eingesetzt. Mit gewaltiger Kraft war er quer über den Tisch gehechtet und hatte es tatsächlich geschafft, die beiden kleinen Menschen zu erwischen.
Nur war das von dem Eisernen noch nicht bemerkt worden. Instinktiv ahnte er, daß dieser Mensch, der so dunkel gekleidet war, wohl zu seinem gefährlichsten Gegner gehörte, und ihn allein mußte er ausschalten.
Endgültig!
Er kreiselte herum und hob sein Schwert. Als er zuschlagen wollte und dabei noch auf den über dem Tisch liegenden Körper starrte, hörte er die Stimme des Mannes.
»Ja, schlug nur zu! Schlag nur zu. Dann werde ich sie zerquetschen!«
Der Eiserne Engel zögerte.
Plötzlich wurde es still. Die Hölle lag so schrecklich weit zurück.
Das Grauen, die Angst, es war wie ein Traum gewesen, aber dennoch spürte ein jeder, daß das Ende noch nicht gekommen war.
»Nun?« fragte Samaran.
Der Eiserne behielt sein Schwert über dem Körper des Mannes.
Von der Klinge fielen letzte rote Tropfen und saugten sich in der

Kleidung am Rücken des Mannes fest.
Schritte durchbrachen die Stille. Von draußen stürmten Suko und Bill in den Wagen. Sie atmeten beide schwer, Bill mehr als Suko, und sie hörten auch die warnende Stimme des Engels!
»Bleibt stehen!«
Der Eiserne hatte gesehen, was mit seinem Freund geschehen war und auch den Kopf des Polizisten aus der Faust des Mannes wachsen sehen, doch er hatte sich sehr gut unter Kontrolle. Nichts in seinem Gesicht regte sich. Es blieb glatt, wie aus Bronze gegossen.
Dafür sahen jetzt Bill Conolly und Suko das Schreckliche.
Suko blieb ruhig. Er wurde nur blaß und zitterte. Bill trat einen Schritt zurück, schüttelte den Kopf, hob eine Hand, ballte sie zur Faust und preßte die hervorspringenden Knöchel gegen seine Lippen, um die Laute des Schreckens zu ersticken.
Er hätte viel zu sagen gehabt, aber er war plötzlich nicht mehr dazu in der Lage.
Dafür sprach Suko. »Es ist Akim Samaran! Ich habe von diesem Teufel gehört.«
Samaran lachte. »Ja, du hast von mir gehört, und du wirst noch oft von mir hören, denn mir gehört der Würfel, und ich habe auch euren Freund Sinclair in den Klauen.«
»Na und?« fragte Suko.
»Wenn ihr nicht tut, was ich sage, werde ich beide mit meinen Händen zerdrücken!«
»Dann teile ich dich in zwei Hälften!«
Der Eiserne Engel hatte gesprochen. Vielleicht war es die Emotionslosigkeit seiner Stimme, die Akim Samaran plötzlich zögern ließ und regelrecht nervös machte. Er wußte mit einemmal, daß dieses Geschöpf auf keinen Fall spaßte, und er blieb auch in seiner steifen Haltung, ohne sie um einen Deut zu verändern.
Bill Conollys Hand sank nach unten. Plötzlich stand wieder alles auf der Kippe. Gewinnen würde der, der die besseren Nerven besaß, das war einfach so.
»Und nun?« fragte Suko.
»Ihr wagt es nicht!« flüsterte Samaran. »Verdammt, ihr wagt es nicht. Das Leben eures Freundes ist euch zu viel wert. Auch das mickrige des anderen hier…«
»Wagen wir es wirklich nicht?« fragte Suko. Er ging plötzlich zur Seite und nahm, ohne daß ihn jemand daran hindern konnte, den Würfel des Unheils an sich.
Samaran erstickte fast an seiner eigenen Wut. Das wirkte sich auch auf seinen Griff aus, den er härter ansetzte und uns dabei in größte Schwierigkeiten brachte.
Ich hörte Crispin röcheln, während es mir selbst auch nicht viel

besser ging.

Der Eiserne veränderte die Haltung seines Schwerts. Er schob die Klinge nur mehr nach vorn, und plötzlich berührte sie den Nacken des über dem Tisch liegenden Samaran.

»Ist was?« fragte der Eiserne.

Samaran war kein Dummkopf. Er wußte genau, wann er nachzugeben hatte und lockerte den Griff.

»Laß sie los!« sagte der Eiserne. »Stell sie auf den Tisch, dann reden wir weiter.«

»Nein! Ich habe einen anderen Vorschlag.«

»Wir hören!« meldete sich Suko.

Jedes Wort, das gesprochen wurde, bekam ich mit und zitterte innerlich, daß dieser Kelch noch einmal an mir vorbeigehen würde.

»Gebt mir den Würfel! Ich habe ihn bekommen, er gehört mir. Der Spuk hat ihn mir überlassen.«

»Und dann?« fragte Suko.

»Bekommt ihr John Sinclair!«

»Als Zwerg, wie?«

»Nein, Samaran!« meldete sich auch der Eiserne. »Dieses Spiel machen wir nicht mit. Wir können über deinen Vorschlag reden, aber erst, wenn du uns Sinclair als normale Person zurückgegeben hast. Der Würfel hat ihn verkleinert, also wird er ihn auch wieder vergrößern. Hast du verstanden, Bestie?«

»Ja.«

»Dann los!«

»Das wird der Spuk nicht zulassen. Niemals wird er das. Ihm und mir gehört der Würfel. Er hat die Chance, John Sinclair kleinzukriegen. Deshalb sehe ich nicht ein…«

»Du kannst es tun!«

Die Stimme war plötzlich da. Aus dem Unsichtbaren schallte sie.

Bill und Suko schauten in die Höhe, während der Engel seine Haltung nicht veränderte.

»Seht ihr die Schatten im Würfel? Das bin ich, euer Feind. Aber ich gehe diesmal einen Kompromiß ein, da ich Samaran noch als Diener brauche. Er ist für meine weiteren Pläne wertvoll. Jemand, der die Menschen ebenso haßt wie den Teufel, darf man nicht aus den Augen lassen. Aus diesem Grunde bin ich mit dem Tausch einverstanden. Du, Suko, stell den Würfel wieder hin, sonst wirst du meine Rache erleben. Und du, Samaran, läßt die beiden in den Würfel hineingehen.«

»Aber was ist dann?« fragte Samaran beinahe heulend.

»Das wirst du noch erleben. Tu, was ich dir gesagt habe, Stell den Würfel weg, Chinese!«

Suko schaute auf Bill, sah dessen Nicken und blickte auch auf den Eisernen Engel, der ebenfalls den Kopf bewegte und einverstanden

war.

Es gab ein Risiko. Sogar ein sehr hohes, das war klar. Einem Dämon konnte man nicht trauen. Aber sie hatten auch keine andere Chance, wenn sie etwas herausschlagen wollten.

»Dann nimm auch das verdammte Schwert weg!« sagte Samaran, der sich entschieden hatte.

»Das mußt du schon mir überlassen«, erklärte der Eiserne Engel.

»Ich werde dich nicht töten.« Er trat zur Seite, damit Samaran hochkommen konnte.

Der andere drückte seinen Körper herum und stellte Tom Crispin sowie mich auf die Tischplatte.

Gleichzeitig setzte sich auch Suko in Bewegung und brachte den Würfel ebenfalls zum Tisch.

Ich schaute in die so groß wirkenden Gesichter meiner Freunde.

Klappte die Rückverwandlung, oder hatte sich der Spuk eine weitere Teufelei ausgedacht?

Nein, er wollte Samaran, und er wußte auch, daß der Eiserne kein Pardon kennen würde.

»Komm!« flüsterte ich dem jungen Polizisten zu. »Wir werden es wagen.«

Nebeneinander schritten wir auf den Würfel zu, der uns einladend anzugrinsen schien.

Und wir gingen hinein. Die Wand öffnete sich für uns, eine andere Welt umfing uns plötzlich, die dann in Bewegung geriet und Kräfte entfaltete, denen wir nichts entgegenzusetzen hatten.

Ob ich geschrien habe, wußte ich nicht. Jedenfalls explodierte die Umgebung zu einem sprühenden Farbenwirrwarr…

***

Das hatten Suko, Bill und der Eiserne Engel ebenfalls mitbekommen.

Und sie wollten etwas dagegen tun. Der Eiserne hielt Samaran fest, er spürte den plötzlichen Ansturm der Magie, wurde geblendet, zurückgestoßen und merkte, daß dieser Akim Samaran unter seinem Griff verschwand.

Im nächsten Augenblick wurden alle von der magischen Explosion eingehüllt, und das Licht raubte ihnen die Sicht.

Nun konnten sie nichts mehr unternehmen. Reinste Magie hatte die Kontrolle übernommen.

Der Wohnwagen war von einer blendenden Lichtfülle eingehüllt.

Auch zerrten die Kräfte an seinen Aufbauten, so daß das gesamte Gefährt zu zittern anfing.

Selbst der Engel schaffte es nicht mehr, dieser Fülle zu entgehen.

Es war ihm auch nicht gelungen, Akim Samaran zu halten. Erst als das Licht wieder zusammenbrach, kamen alle zu sich.

Vieles hatte sich verändert!

Sie standen da und starrten sich gegenseitig an.

Suko, Bill, der Eiserne Engel, ein völlig normaler Polizist und auch John Sinclair!

***

Ich konnte es kaum fassen!

Da stand ich nun, schaute in die Gesichter meiner Freunde, sah ihr Grinsen, die Freude, und auch ich wollte lachen. Das aber verging mir, denn ich sah den Würfel.

Er schwebte dicht an der offenen Tür, und in seinem Innern bewegte sich eine kleine Gestalt.

Akim Samaran!

Er hatte es geschafft, der Austausch war gelungen, und keiner von uns konnte den Würfel noch aufhalten, der pfeilschnell und wie ein Komet vor unseren Augen entschwand.

Er stieg in den Himmel. Wir sahen sein rotes Leuchten, als wir nach draußen traten und uns gegenseitig anschauten. Keiner sprach ein Wort.

Bis Suko schließlich die Schultern hob und mit deprimierend klingender Stimme meinte: »Ich glaube, Freunde, es war alles umsonst gewesen. Die Abenteuer, die Hektik, alles…«

Niemand widersprach, bis auf den Eisernen. »Ich glaube es nicht«, erklärte er.

»Wieso?« fragte ich.

Der Engel schüttelte den Kopf. »Ich möchte noch nichts sagen, aber wartet ab. Wahrscheinlich könnt ihr euch auf eine große Überraschung gefaßt machen.«

Bill faßte den Engel an. »Wann wird das sein?«

Der Eiserne lächelte. »Irgendwann. Vielleicht heute, vielleicht morgen, vielleicht in einem Jahr, aber es gibt noch Kräfte, die nicht ruhen werden. Und die muß ich suchen. Auf Wiedersehen, Freunde…«

Es waren seine letzten Worte, bevor er die Flügel ausbreitete und in die Luft stieg.

Wir schauten ihm nach. »Eine seltsame Gestalt«, flüsterte Bill.

»Was meint ihr?« Ich hob die Schultern. Suko schwieg ebenfalls. Für mich war das im Augenblick nicht wichtig, denn ich hatte die rufende Stimme meines Vaters am Ende des Hohlwegs gehört. In diesen Augenblicken zählte nur er für mich…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 047 »Mein Blut für den Teufel«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 023 »Friedhof der Verfluchten«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 359 »Meine Henkersmahlzeit«